

Carola Burkhardt-Neumann

Ähnlichkeit macht stark

**Homöopathie und Selbstheilung
bei seelischen Krankheiten**

ZENIT Verlag

Inhalt

Vorwort	11
Kapitel 1: Gesundheit – Krankheit – Kranksein – Gesundwerden	21
Gesundheit – gesellschaftliches oder individuelles Anliegen?	22
Gesundheit – Zustand oder Prozess?	23
Von der Lebenskraft zur Selbstorganisation	24
Salutogenese	25
Leistung und Begrenzung der Medizin	27
Krankheit ist nicht Kranksein	29
Wer heilt und wer hat Recht?	30
Was ist Scharlatanerie?	32
Forschungsaufgabe Spontanheilung	34
Forschungsaufgabe Placeboeffekt	36
Elemente des Behandlungssystems	40
Die Behandlungsyade	42
Anhang: Schrottpresse Alternativmedizin	44
Kapitel 2: Biologie und Pathologie der Seele	49
Eine „komische“ Überschrift	50
Errungenschaften und vorläufige Grenzen der Psychiatrie	52
Multifaktorielle Friedhofsruhe ein Fortschritt?	54
Dringende Aufgaben	56
„Schizophrenie“ als Metapher	59
Ein neues Wissen in der Psychiatrie	61
Grundlagen und Grenzen der psychologischen Behandlung	63
Exkurs: Hahnemanns Seelendiät	64

Kapitel 3: Hahnemanns Homöopathie	69
Schrottpresse: „Allopathie“ als Gegensatz zu „Homöopathie“	83
Kapitel 4: Glauben und Wissen in der Homöopathie	85
„Glaubenskrieg“ in der Medizin?	86
Fall: Gallenkolik im Colocynthis-Muster	87
Wie sich ein homöopathisches Muster entwickelt	89
Was manche Homöopathen heute noch glauben	92
Signaturen, Archetypen – oder was?	95
Zur Verständigung über die Homöopathie	98
Erkenntnisfortschritt durch Widerlegung	100
Hahnemann’s Chinarindenversuch in der Parallelwelt	101
Das homöopathische Behandlungssystem	103
Kapitel 5: Wiedererkennbare Reaktionsmuster in Gesundheit und Krankheit	107
Mustererkennung als medizinisches Anliegen	108
Psychologische Reaktionsmuster	110
Homöopathische Reaktionsmuster	114
Überprüfung von Hahnemanns Prüfungen	119
Kapitel 6: Das Anacardium-Muster bei psychotischen Menschen	121
Fall: Die „Wunderheilung“	130
Fallbeispiel: Zwiespalt und Zerrissenheit im Anacardium-Muster	132
Hass und Bosheit im Anacardium-Muster	134

Kapitel 7: Jenseits der Grenzen 137

Die Behandlung „Schizophrener“ mit und ohne Homöopathie 138
 Fallskizze: Psychoseprophylaxe 141
Gutartige Psychose oder sinnvolle menschliche Erfahrung? 142
 Fall: Psychose als Selbstheilung 146
 Fall: Psychose als Selbstwerdung 149
Psychose als spirituelle Krise 154
 Ein Gottsucher des 19. Jahrhunderts 157
 Die Braut Christi, geboren 1917 159
Psychiater als Gottsucher? 162
Schrottpresse: Einfühlbarkeit von Psychosen 164

Kapitel 8: Depression und ihre Schattierungen 167

Biologie der Depression 168
Depression und Neuorientierung 169
Trauer 170
Frohnaturen, Trübsalsbläser und Achterbahnfahrer 171
 Fall: Vom schwernehmenden Wesen
 zur manisch-depressiven Erkrankung 173
 Fall: Dem Schatten der familiären Belastung entkommen 175
 Randbemerkung: Homöopathische Kinderwunschbehandlung 179
 Fall: Depression als Chance zur Neuorientierung 179
 Fall: Glück und Gold und Selbstheilung 183
 Fall: „Depression“ als Notlösung 186

Kapitel 9: Keine Angst vor der Panik 189

 Fallskizze: Eine soziale Phobie und ihre Auflösung 193
 Fallskizze: Panikstörung als Spätfolge einer Schrecksekunde? 196

Kapitel 10: Der homöopathische Behandlungsverlauf .. 201

Die Anmeldung zur Behandlung 202

Behandlungsbündnis und Behandlungsvertrag 206

Einbeziehung wichtiger Bezugspersonen 208

Von der Problemdefinition zur Diagnose 210

 Fallbeispiel: Flegeljahre oder beginnende Psychose? 211

Die homöopathische Mustererkennung 213

Der erste Behandlungsschritt 220

Hoffnung machen 221

 Fallskizze: Kurzintervention 223

 Nebenbemerkung zu Ess-Störungen 224

Mittelwahl und Verlaufsbeurteilung 225

 Fallskizze: Trägerische Besserung durch Symptomunterdrückung 226

Patient als Co-Therapeut in eigener Sache 230

Vermeidbare Hindernisse 232

Selbsttätigkeit der homöopathisch angeregten Prozesse 235

 Fallskizze: Spontane Erinnerung als Schritt zur Selbstheilung 236

 Fallskizze: Placebogestützte Psychotherapie? 239

Gesetzmäßigkeiten, Hering'sche Regel 243

 Fallbeispiel: Falsche Richtung 245

Schlüsselsätze 248

Literaturverzeichnis 249

Namensregister 252

Dies ist ein Text aus der Online- Bibliothek des ZENIT Verlags

Die Verwendung der Daten bzw. Texte aus der Online-Bibliothek des ZENIT Verlags ist ausschließlich zum privaten Gebrauch gestattet. Die Daten bzw. Texte dürfen nur unverändert weitergegeben bzw. verwendet werden; die Hinweise auf ihre Herkunft und auf das Copyright dürfen nicht entfernt werden. Sie dürfen in keiner Form, auch nicht in Teilen, öffentlich dargeboten oder verbreitet werden.

Alle Rechte bleiben beim Verlag bzw. beim Urheber.

Wichtig: Eine Verwendung durch Firmen, Vereine oder Organisationen ist unter keinen Umständen gestattet! Dies gilt auch dann, wenn es sich um gemeinnützige Vereine oder caritative Organisationen handelt; es gilt auch dann, wenn die Weitergabe unentgeltlich erfolgt.

www.zenit-verlag.de

Wichtiger Hinweis

Dieses Buch informiert in *allgemeiner* Form über Psychiatrie und Homöopathie. Es enthält keinerlei Empfehlungen zur Anwendung auf *konkrete* Behandlungssituationen.

Eine Haftung der Autorin oder des Verlags ist ausgeschlossen.

Die Autorin

Carola Burkhardt-Neumann, Jahrgang 1943, Dr. med., Fachärztin für Psychiatrie.

Langjährige Tätigkeit in der Krisenstation des Bezirkskrankenhauses Haar bei München, an Sozialpsychiatrischen Diensten und bei der Drogenberatung der Stadt München.

1974 Mitbegründerin der Bayerischen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie.

Seit 1991 niedergelassen in freier Praxis als Psychiaterin mit der Zusatzbezeichnung Homöopathie.

Vorwort

Der Titel dieses Buchs klingt bei flüchtigem Hören ähnlich wie die Redensart: „Einigkeit macht stark.“ Mit diesem gebräuchlicheren Satz – meist gesprochen mit einem Ausrufzeichen! – beschwört eine Gruppe ähnlicher Individuen, die sich in ähnlicher Lage befinden oder ähnliche Ziele verfolgen, die Bündelung ihrer Kräfte.

Geschwister, oft durch äußere Ähnlichkeit als solche zu erkennen, bestehen einträchtig manchen Konflikt mit Nachbarskindern. Sobald sie wieder unter sich sind, kann es mit der Einigkeit schnell vorbei sein. Aber auch wenn sie sich noch so sehr in den Haaren liegen, durch die Ähnlichkeit ihrer Gene, Erziehungserfahrungen und ihrer sozialen Herkunft werden sie zeitlebens verbunden bleiben.

An diese Erfahrung geschwisterlicher Verbundenheit wird seit alters her appelliert, wenn Menschen zu Einigkeit und solidarischem Handeln aufgerufen werden. In kleinen Religionsgemeinschaften ist es immer noch üblich sich gegenseitig mit Schwester und Bruder anzureden. Die eigenwilligen Schweizer Bergbauern wurden laut Friedrich Schiller zu einem „einig Volk von Brüdern“ eingeschworen. Auch die Genossen in der Arbeiterbewegung wollten nicht ganz darauf verzichten und sangen „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!“ Besonders weit ging Schiller in seiner berühmten Ode an die Freude, den schönen Götterfunken, wo es heißt: „Alle Menschen werden Brüder.“ So etwas konnte ihm um 1790 nur im Freudenrausch einfallen, die Wirklichkeit sah schon in dieser guten alten Zeit gar nicht danach aus.

Inzwischen ist die Menschheit gut zweihundert Jahre älter, trauriger und klüger. Wir haben erlebt, dass es mit der Erziehung des Menschen zur „Brüderlichkeit“ einfach nicht klappen will. Was wurde nicht alles an Scharfsinn und Mühe an diese Versuche verwendet, seit J. J. Rousseau am Vorabend der Französischen Revolution den erzieherischen Optimismus der Aufklärung geweckt hatte. Das Ziel war immer ein Neuer Mensch.

Karl Marx schuf ein bewundernswürdiges System der Welterklärung. Im Gegensatz zu früheren Philosophen wollte er es nicht dabei belassen. Mitgefühl und Gerechtigkeitssinn trieben ihn dazu, die Welt auch ändern zu wollen. Die Verdammten dieser Erde sollten sich ihrer Klassenlage bewusst werden und als Neue Menschen eine bessere Zukunft für alle heraufführen, erst den Sozialismus, schließlich den Kommunismus.

Bewusstwerdung war auch für den Arzt Sigmund Freud der Weg nicht nur zur Heilung seiner Kranken, sondern zu einer besseren Welt. „Wo Es war, soll Ich sein,“ versprach die Psychoanalyse. Der seiner Verdrängungen bewusst gewordene Neue Mensch würde nicht mehr blind getrieben handeln müssen. Bei allem unvermeidlichen Unbehagen an der Kultur würde er die eigenen und die gemeinsamen Anliegen vernünftig regeln können. Das freudsche System der Welterklärung hat das Bild des westlichen Menschen von sich selbst seit dem letzten Jahrhundert entscheidend geprägt und wirkt immer noch fort.

Nach dem Kulturbruch der Naziherrschaft und des Weltkrieges gelang es den bescheideneren Bemühungen der *re-education* immerhin, im westlichen Deutschland demokratische Spielregeln zu verankern. Doch die erste Nachkriegsgeneration, die sich in den Studenten von 1968 artikuliert, wollte noch Besseres. Die damals Jungen vertrauten auf eine fruchtbare Ergänzung demokratischer, sozialistischer und psychoanalytischer Erziehungsziele, und nur wenig später entstand in ihren Kreisen eine wachsende Offenheit für ökologische und spirituelle Themen. In Amt und Würden gekommen, blieb ihnen dennoch keine andere Wahl, als mit Bomben in einen Jahrhunderte alten Balkankonflikt einzugreifen, weil es ihren Vorstellungen vom Schutz der Menschenrechte entsprach.

Bei genauer Betrachtung erklärt sich das ernüchternde Scheitern so vieler Menschheits-Beglückungs-Pläne vermutlich aus einer ganz einfachen Tatsache: aus mangelnder Kenntnis des Menschen. Alle gingen von Wunschvorstellungen oder von pseudowissenschaftlichen Annahmen aus und scheiterten an biologisch verankerten Konstanten unserer Spezies. Wenn Sozialwissenschaftler jetzt den Neuen Menschen der globalen Zivilgesellschaft entwerfen – Stichworte: Patchwork-Identität, Bastelbiografie, multiethnische Offenheit – sollten sie sich bei den Kollegen anderer humanwissenschaftlicher Disziplinen erkundigen, welche Aussichten dieses gut gemeinte Erziehungsziel hat.

Die biologische Verhaltensforschung, die Humanethologie, kann Schillers gewagte Aussage „Alle Menschen werden Brüder!“ wissenschaftlich sicher begründen und sogar darüber hinaus gehen. Die Menschen müssen nicht erst Brüder werden. Sie sind es schon. Die geschwisterliche Verbundenheit aller Menschen darf als Ergebnis der Evolution vorausgesetzt werden. Wir sind alle ähnlich genug in unserem biologisch verankerten Erleben und Verhalten, um einander verstehen zu können. Verstehen müssen wir allerdings auch sehr genau, wo unser stammesgeschichtliches Gewordensein irgendwelchen Wunschvorstellungen Grenzen setzt. Erst auf einer wissenschaftlich sicheren, d. h. biologischen Grundlage der mensch-

lichen Selbsterkenntnis werden sich unsere globalen, spezifisch menschlichen Probleme mit Hilfe unserer spezifisch menschlichen Fähigkeiten lösen lassen.

*

„Gleich zu gleich gesellt sich gern.“ (engl.: „Birds of a feather flock together“; franz.: „Qui se ressemble s’assemble.“) Die Wahrheit dieser Redensarten ruht auf dem sicheren Fundament unserer biologisch-instinkthafter Ausstattung, und das gleiche gilt für „Geteiltes Leid ist halbes Leid.“ Diese sprichwörtlichen Selbstverständlichkeiten sind die Grundlagen der Selbsthilfebewegung im Gesundheitsbereich.

Wer sich hier mit Leidensgenossen zusammenschließt, ist den anderen in jedem Fall durch eine bedeutsame Ähnlichkeitsbeziehung verbunden. Daran ändert sich nichts, wenn es in der Gruppe zu den typisch menschlichen Spannungen und Konflikten kommt. Der Wert von Selbsthilfegruppen für die Gesundheitsversorgung wird seit einigen Jahren so eindeutig anerkannt, dass sie finanzielle und personelle Förderung erhalten. Außerdem stehen im Ernstfall professionelle Selbsthilfe-Unterstützer zur Verfügung, die verfahrenere Gruppensituationen klären helfen.

„Ähnlichkeit macht stark“ kann als Prinzip der professionell unterstützten Selbsthilfegruppen gelten. Diese Form der Selbsthilfe entstand durch die Emanzipation chronisch Kranker aus der typischen Patientenrolle. Neben gegenseitigem Beistand im geteilten Leid verfolgen sie das Ziel, sich gegenseitig zu informieren über alle medizinischen, psychologischen und sozialen Fragen, die die jeweilige Krankheitsbelastung mit sich bringt. Dadurch vermindert sich das Gefälle zwischen dem Patienten und dem Fachwissen des Arztes und anderer Spezialisten. Der früher passive Patient wird zum aktiven Partner des Fachmanns. Ärzte lernen dies als Entlastung für sich selbst zu schätzen und arbeiten zunehmend mit Selbsthilfegruppen zusammen. Darüber hinaus vertreten die Gruppen als Lobby wirksam ihre speziellen Interessen in der Öffentlichkeit. Der rollstuhlgerechte Ausbau öffentlicher Gebäude und Verkehrsmittel sei nur als Beispiel genannt.

Die professionellen Unterstützer, meist Psychologen oder Sozialpädagogen, verstehen ihre Tätigkeit als Beitrag zum *Empowerment*, am ehesten zu übersetzen mit Bemächtigung. Benachteiligte Gruppen oder Menschen mit gemeinsamen Problemen sollen ermutigt und befähigt werden, ihre speziellen Kräfte, ihre „Power“ auf deutsch: ihre Macht, zu entdecken und einzusetzen.

In bewusstem Gegensatz zur emanzipatorischen steht die spirituelle Selbsthilfe der Anonymen 12-Schritte-Gruppen. Beides hat seinen unverwechselbaren Wert und unverwechselbare Ziele.

Die Geschichte der spirituellen Selbsthilfe beginnt bereits im Jahr 1935 in USA mit dem Treffen zweier hoffnungslos abgestürzter Alkoholiker. Diese beiden entdeckten, wie gut sie einander sofort kannten durch die Ähnlichkeit ihrer Krankheit. Sie konnten und sie mussten sich gegenseitig nichts vormachen. Völlig am Boden wie sie waren, kamen sie gemeinsam zu dem Schluss, dass nur eine Macht größer als sie selbst ihnen ihre geistige Gesundheit wieder geben könne. Daraus wurde das Zwölf-Schritte-Programm der Anonymen Alkoholiker, abgekürzt AA, und eine weltweite selbstorganisierte Gemeinschaft, die sich an die ebenso wichtigen Zwölf Traditionen hält. Finanzielle oder fachliche Unterstützung von außen wird gemäß dieser Traditionen konsequent abgelehnt. Diese selbstorganisierte Selbsthilfe ähnlich Leidender erwies sich als hilfreich auch für Menschen mit anderen Schwierigkeiten, so dass es eine wachsende Zahl von Selbsthilfegruppen nach den Prinzipien der AA gibt.

Hier ist zu betonen, dass die Mitglieder der Anonymen Zwölf-Schritte-Gruppen nicht nur durch Ähnlichkeitsbeziehungen untereinander verbunden sind, sondern durch ihre gemeinsame Beziehung zu einer höheren Macht. Abgekürzt sprechen sie manchmal von „Gott“, machen aber klar, dass jede und jeder sich darunter etwas anderes vorstellen darf, und dass religiöse Diskussionen während der Gruppentreffen nicht zulässig sind. Vielen leuchtet es ein, in der AA-Gemeinschaft, d. h. in der Verbundenheit ähnlicher leidender Menschen über Raum und Zeit hinweg, jene höhere Macht zu sehen.

Beide Formen der Selbsthilfe beruhen auf dem Ähnlichkeitsprinzip und beide beziehen sich auf den Begriff Macht, wenn auch in deutlich unterscheidbarer Weise. Die emanzipatorische Selbsthilfe bildet eine Gegenmacht zu Bevormundung und sozialer Benachteiligung. Die spirituelle Selbsthilfe sieht sich in einer komplementären Beziehung zu einer wie immer definierbaren „höheren Macht“.

*

Was hat das bisher Gesagte mit Homöopathie zu tun? Mit dieser obskuren medizinischen Lehre, die behauptet, Befindensänderungen durch wirkstofffreie „Arzneimittel“ herbeizuführen? Bleiben wir zunächst beim Begriff Macht. „Die sanfte Macht ist groß“ lautet die deutsche Inschrift auf dem Denkmal, das dem Begründer der Homöopathie, Samuel Hahnemann, in Washington D. C. gesetzt wurde. Schöner als mit diesem Wort lässt sich die seit zwei Jahrhunderten bewährte homöopathische Methode nicht kennzeichnen. Auch sie beruht auf Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Menschen. Daher lautet ihre Kurzbeschreibung: Similia similibus curentur; deutsch: Ähnliches werde durch Ähnliches geheilt. Die Homöopathie führt

zu einem Empowerment, zu einer Stärkung der natürlichen Selbstheilungskräfte des Menschen. (Übrigens auch bei seinen Haustieren.) Zu ihrer Ausübung ist gründliches Wissen erforderlich, aber keinerlei Glaube.

Trotzdem ist die Homöopathie Gegenstand eines erbitterten „Glaubenskrieges“. Für wissenschaftlich orientierte Ärzte entbehrt die Praxis ihrer homöopathisch arbeitenden Kollegen seit rund hundertfünfzig Jahren jeglicher vernunftgemäßen Begründung. Doch wer die Folgen eines homöopathischen Behandlungsschrittes jemals am eigenen Leib erfahren hat oder miterlebt, wie ein leidender Mensch danach wieder zu sich kommt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier etwas Unerklärliches, irgendeine „sanfte Macht“ im Spiel ist. Schon ist der Streit da. Gesichertes Wissen steht gegen unabweisbare Erfahrung. Wer die eine Position behaupten will, muss auf die andere verzichten. Homöopathen müssen die Geltung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse leugnen. Naturwissenschaftler dürfen die Erfahrungen von Generationen homöopathischer Ärzte nicht ernst nehmen, was ebenfalls eine entschieden unwissenschaftliche Haltung ist.

Ist damit jeder Verständigung der Boden entzogen? Nein, denn gemeinsam ist allen Ärzten das Ringen um eine ständige Erweiterung ihrer Möglichkeiten, Kranken zu helfen. Daher können wissenschaftliche Mediziner und homöopathische Ärzte nicht voneinander lassen. Immer wieder steigen sie in den Ring und arbeiten sich ab im Bemühen um gegenseitiges Verständnis. Besonders verdient darum macht sich der englische Hochschuldozent Edzard Ernst als wissenschaftlicher Mediziner mit homöopathischer Ausbildung, beispielsweise mit dem Artikel im Deutschen Ärzteblatt: „Homöopathie: Argumente und Gegenargumente“.

Hier soll kein weiterer spekulativer Versuch gemacht werden, die Wirkungsweise der Homöopathie zu erklären. Jedes unerklärliche Phänomen muss erst so genau wie möglich beschrieben werden, bevor an eine befriedigende Erklärung auch nur gedacht werden kann. Dies wird in diesem Buch ausführlich versucht. Homöopathie lässt sich beschreiben als eine Methode zur Verbesserung der körperlich-seelischen Reaktionslage. Damit werden Spontanheilungen oder möglichst günstige Spontanverläufe wahrscheinlicher gemacht. Eine exakte, lehr- und lernbare Methode, die nicht mehr, aber auch nicht weniger bezweckt, kann sicher als Bereicherung unserer heutigen medizinischen Verfahren gelten.

Wie diese Beschreibung zeigen wird, beruht die sanfte Macht der Homöopathie auf Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Menschen. Sie scheint eine Verbundenheit von Menschen über Zeit und Raum hinweg zu nutzen und sicher auch die menschliche Verbundenheit mit der Natur, wie sie seit Darwin unumstritten ist. Homöopathische Wirkungen werden hier beschrie-

ben als eine rätselhafte Sonderform der stärkenden, unterstützenden Wirkung menschlicher Beziehungen. Menschen müssen, um sich gegenseitig zu unterstützen, in einer Ähnlichkeitsbeziehung zueinander stehen oder sich durch Mitgefühl ähnlich werden. Nichts anderes als diese Alltagserfahrung bestätigt sich in der Homöopathie.

*

Der ursprüngliche Zweck dieses Buchs lautete schlicht und einfach: psychiatrisch tätigen Ärzten Lust auf Homöopathie zu machen und allgemein über diese Therapie zu informieren. Es soll zeigen, dass die Methode der Klassischen Homöopathie, wie sie von Samuel Hahnemann entwickelt wurde, ein geeigneter Weg ist, auf dem seelisch Kranke durch ihre Schwierigkeiten begleitet werden können. Sie bleibt immer nahe am Patienten und an seinem unmittelbaren körperlichen und seelischen Erleben. Häufig müssen auch die Beobachtungen der ihm Nahestehenden einbezogen werden. Sie beruht auf keinerlei Spekulationen oder Theorien über das Wesen des Menschen und seiner seelischen Leiden, sondern geht rein phänomenologisch vor.

Ihren derzeitigen Erklärungsnotstand teilt die Homöopathie mit vielen anderen Methoden, die erfolgreich genutzt wurden, Jahrhunderte lang bevor eine wissenschaftlich befriedigende Erklärung dafür vorlag. Aus der Volksheilkunde übernommene Pflanzenwirkstoffe – etwa Digitalis –, deren Wirkprinzip erst in jüngster Zeit molekularbiologisch aufgeklärt wurde – hier die Veränderung der Ionenkonzentration an der Zellmembran von Herzmuskelzellen –, sind bekannte Beispiele aus dem medizinischen Bereich.

Sollte sich eines Tages mittels einer angemessenen Versuchsanordnung herausstellen, dass die Vorgänge, die zur Verbesserung der biopsychischen Reaktionslage führen, allein durch das kommunikative Setting der Homöopathie zu erklären sind, so wäre auch damit eine wichtige Erkenntnis gewonnen. Zuvor müsste die westliche Medizin sich endgültig von ihrem Selbstmissverständnis gelöst haben, nur eine Art angewandter Naturwissenschaft zu sein. Medizin war und ist immer eine anwendungsorientierte Handlungswissenschaft.

Der Schlüssel zur Erklärung der Homöopathie liegt ganz sicher nicht im Lichtkegel des naturwissenschaftlich-kausalen Denkens, wo er bisher gesucht wurde. Einstweilen müssen Ärzte, die in der Homöopathie eine patientenorientierte Behandlungsmethode suchen, mit der guten altmodischen Redensart vorlieb nehmen, die da lautet: „Probieren geht über Studieren.“

*

Viele Leserinnen und Leser werden mangels gut ausgebildeter homöopathisch arbeitender Psychiater in nächster Zeit noch keine Gelegenheit haben, diese Methode bei sich selbst, einem Angehörigen oder Klienten kennen zu lernen. Trotzdem wird dieses Buch sie hoffentlich ermutigen, auf das natürliche menschliche Selbstheilungspotenzial zu bauen, das auch bei schweren seelischen Krankheiten gegeben ist.

Der Begriff Selbstheilung darf hier nicht eingeengt werden auf einen Vorgang, der zur völligen Gesundung führt. Gerade bei nicht ausheilbaren Krankheiten kommt es darauf an, die Bedingungen für einen möglichst günstigen Verlauf zu schaffen. Dazu sind nie allein die Kenntnisse und Fähigkeiten von Fachleuten ausreichend. Von einer Krankheit ist nicht nur der daran Leidende betroffen, sondern immer auch die ihm Nahestehenden. Bei den spezifisch menschlichen Krankheiten, für die die Psychiatrie zuständig ist, wird dies besonders offenkundig. Auch Selbstheilungsvorgänge sind daher nie einem Individuum zuzuschreiben, sondern einer Gruppe von Menschen, die füreinander wichtig sind. Das ist im Grunde gar nichts Neues, und der Zweck dieses Buchs wäre am besten erfüllt, wenn die Leserinnen und Leser das Gefühl bekommen, dass hier nur offene Türen eingernannt werden.

*

Kein Buch muss geschrieben und gedruckt werden, wenn nicht auch etwas wirklich Neues darin steht. Das gilt hier für eine Darstellung der Homöopathie, die wissenschaftlich denkenden Menschen von heute einleuchten soll. Leser mit homöopathischen Vorkenntnissen – Überzeugte wie Skeptiker – sollten am besten alles vergessen, was sie zu wissen glauben. Natürlich geht das nicht. Ihnen mutet dieses Buch daher einiges zu. Leichter dürften es diejenigen haben, die bisher über die Homöopathie lediglich gehört haben, dass sie auf unbegreifliche Weise immer mal wieder etwas zu bewirken scheint.

Warum ist diese ungewohnte Darstellung der Homöopathie notwendig? Nicht nur, um das abgebrochene Gespräch zwischen den Homöopathen und ihren wissenschaftlich orientierten Kollegen wieder in Gang zu bringen. In erster Linie ergibt sich diese Notwendigkeit aus dem Bestreben der modernen Medizin, die Patienten nach bestem Wissen korrekt zu informieren über das, was in einer Behandlung vor sich geht und was sie davon erwarten können.

*

Ein Buch, das seelische Krankheiten zum Thema hat, wäre ohne einen kritischen Blick auf die Psychiatrie unvollständig. Nicht mehr ganz neu ist ein Verständnis des Menschen und seiner seelischen Funktionen in Gesund-

heit und Krankheit, das sich konsequent auf die Biologie stützt. Dass die naturwissenschaftliche „Lehre vom Leben“ die wichtigste Grundlagenwissenschaft der Medizin ist, dürfte kaum zu bestreiten sein. Nur in der psychiatrisch-psychotherapeutischen Welt scheint diese Sicht noch nicht richtig angekommen zu sein. Was heute unter „biologischer Psychiatrie“ verstanden wird, berücksichtigt lediglich wichtige Teilaspekte.

Das medizinische Fachgebiet Psychiatrie ist zuständig für Menschen in Situationen, die elementare Fragen aufwerfen. „Sein oder Nichtsein?“ steht im Hintergrund jeder suizidalen Krise. Krankhaft veränderte Beziehungen eines Menschen zu sich selbst und seiner Mitwelt stellen alles in Frage und führen immer wieder dazu, dass die Wahrung seiner Menschenwürde gefährdet wird. Diese existenzielle Dimension psychischer Krankheiten beschwört auch bei den Fachleuten irrationale Abwehrhaltungen herauf, unter denen die Kranken zusätzlich zu leiden haben. Mehr Sicherheit ist nur zu gewinnen, wenn sich psychiatrisch Tätige um eine nüchterne wissenschaftliche Begründung ihres Handelns bemühen. Dazu brauchen sie eine kritische Öffentlichkeit. Selbstzufriedenheit und Leichtgläubigkeit schadet allen.

In der Psychiatrie steht noch längst nicht alles auf wissenschaftlich sicherem Boden. Vieles ist einfach Glaubenssache. Das meiste beruht auf mehr oder weniger begründeten Vermutungen, im schlimmsten Fall auf bequemen Denkgewohnheiten. Die Unzulänglichkeit der bedeutungsvollsten psychiatrischen Diagnose wurde in meinem Buch „Bin ich wirklich schizophr?“ zur Diskussion gestellt. Die Psychiatrie ist aus vielen Gründen das schwierigste medizinische Fachgebiet. Der Versuchung, es sich einfach zu machen, sind Psychiater immer wieder auf verschiedene Weise erlegen, mit leidvollen Folgen für die Patienten und ihr Umfeld.

*

Der folgende Inhaltsüberblick darf gerne als Warnhinweis („Lesen Sie die Packungsbeilage!“) verstanden werden. Wer sich Angriffe auf lieb gewonnene Vorstellungen ersparen möchte, ist vermutlich mit einem anderen Werk zum Themenkreis „Homöopathie und Seele“ besser bedient.

In den beiden ersten Kapiteln geht es zunächst um Selbstverständlichkeiten, mit denen voraussichtlich nur die besagten offenen Türen eingerannt werden. Ein kurzer Überblick über Themen der Medizin (*Kapitel 1: Gesundheit – Krankheit – Kranksein – Gesundwerden*) soll die Grundlagen klären, auf denen das hier dargestellte Verständnis der Homöopathie beruht.

Es folgen einige Bemerkungen zur Besonderheit des medizinischen Fachgebietes Psychiatrie (*Kapitel 2: Biologie und Pathologie der Seele*). Auch

hier werden psychiatrische Praktiker und Psychiatrieerfahrene im Wesentlichen eine Darstellung dessen finden, was sie selbst bereits so oder ähnlich gesehen haben. Doch Vorsicht: wer aus humanistischen Motiven immer noch Vorbehalte gegen Darwin und die Bedeutung seines Werkes zur Lösung menschlicher Probleme hat, dem könnten sich in Kampfbereitschaft die Haare sträuben. (Das Aufrichten der Behaarung zwecks optischer Vergrößerung gehört übrigens zum kämpferischen Imponiergehabe.)

Zum Einstieg in die Homöopathie folgen wir, im Einklang mit gängigen Darstellungen, dem Weg, auf dem Hahnemann zur Entdeckung der homöopathischen Gesetzmäßigkeiten gelangte (*Kapitel 3: Hahnemanns Homöopathie*). Eine Zumutung für viele Freunde der Homöopathie bietet *Kapitel 4: Glauben und Wissen in der Homöopathie*. Es mag sie beruhigen, dass Patienten keinerlei Schwierigkeiten damit haben, wenn sie in dieser Weise über das Wesen der Behandlungsmethode aufgeklärt sind.

Demnach besteht eine wichtige Aufgabe des Homöopathen darin, das bedeutsamste biopsychische Reaktionsmuster zu erkennen, das bei einem Patienten vorliegt. *Kapitel 5: Wiedererkennbare Reaktionsmuster in Gesundheit und Krankheit* erwähnt die historischen Vorläufer dieser Bemühungen und zeigt, dass Hahnemann eine experimentelle, überprüfbare Lösung dafür gelungen ist.

Am Beispiel eines Reaktionsmusters, das bei psychiatrischen Patienten häufiger auftaucht, wird seine historische Entwicklung und die Effekte bei der therapeutischen Umsetzung beschrieben (*Kapitel 6: Das Anacardium-Muster bei psychotischen Menschen*).

Es folgen Kapitel mit Fallbeispielen. Zunächst geht es hier und auch in anderen Fallskizzen um Menschen, die an „Schizophrenie“ leiden. Hier wird erklärt, warum „Schizophrenie“ nicht mehr als brauchbare Diagnose gelten kann und deshalb in Anführungszeichen zu setzen ist (*Kapitel 7: Jenseits der Grenzen*).

Auch die Diagnostik der früher als Gemütskrankheiten bezeichneten „affektiven Störungen“ ist für eine individuell angemessene Behandlung wenig brauchbar, wie an einigen Fallbeispielen gezeigt werden kann (*Kapitel 8: Depression und ihre Schattierungen*). Ähnliches gilt für die Behandlung von Menschen mit Angst oder Panikgefühlen (*Kapitel 9: Keine Angst vor der Panik*). Aufmerksamkeit für die individuellen Unterschiede bei Patienten mit gleicher Diagnose ist nicht an die homöopathische Methode gebunden, sondern macht die psychiatrische Arbeit insgesamt sinnvoller und damit erfreulicher.

Wer sich darüber hinaus einen Einblick in das praktische Vorgehen bei homöopathischer Behandlung verschaffen möchte, findet abschließend eine

Darstellung dessen, was sich in meiner Arbeit bewährt hat (*Kapitel 10: Der homöopathische Behandlungsverlauf*). Da dies kein Lehrbuch der homöopathischen Methode ist, dürfen dieser Darstellung keinerlei Hinweise für konkrete Behandlungsschritte entnommen werden. Die Warnung davor, bei psychisch Kranken ohne gründliche homöopathische Kenntnisse Reaktionen in Gang zu setzen, kann nicht ernst genug genommen werden.

*

Großen Dank schuldet die Autorin jenen lieben Mitmenschen im Familien-, Freundes- und Kollegenkreis, die nicht davon abließen, über meine Hinwendung zur Homöopathie zu lästern. Selbst wenn sie sich nicht verbal äußerten, konnte mir ihre Stellungnahme dazu nicht entgehen, verlangt doch die Homöopathie laut Hahnemann „*nichts als Unbefangenheit und gesunde Sinne, (sowie) Aufmerksamkeit im Beobachten*“ (§ 83, Organon). Eine kurze, verlegene Blickabwendung im direkten Kontakt war ein eindeutiges Signal. Am Telefon kam es beim Stichwort Homöopathie zu einer charakteristischen kurzen Sprechpause, die in der Schriftsprache der Donald-Duck-Comics wiedergegeben wird mit „Schluck“.

Auch meinem Verleger Rudolf Winzen ging es nicht anders. Seit Jahren verbindet uns nicht nur die Erfahrung, dass in der Psychiatrie einiges nicht mit rechten Dingen zugeht, sondern auch das Vertrauen in eine Entwicklung zum Besseren durch kritische Diskussion. Bei „Homöopathie“ musste auch er erst einmal schlucken. Ihm möchte ich besonders danken, dass er neugierig wurde und diese Methode sowie ihre Bedeutung für die Psychiatrie einer hoffentlich lebhaften Diskussion aussetzt.

In der gedruckten Version folgen hier die Kapitel 1 und 2.

Kapitel 3

Hahnemanns Homöopathie

„Des Arztes höchster und *e i n z i g e r* Beruf ist, kranke Menschen gesund zu machen, was man Heilen nennt.“

So lautet der erste Paragraph des *Organons der Heilkunst*, des bis heute maßgeblichen Hauptwerks von Samuel Hahnemann (1755–1843). Darin beschreibt er die von ihm entdeckte Behandlungsmethode der Homöopathie. Mit dem griechischen Wort *Organon*, das soviel wie Werkzeug bedeutet, macht er gleich im Titel klar, worum es ihm geht: um eine praktisch nachvollziehbare Handlungsanweisung. Nach dieser Anweisung erzielen Homöopathen seither ihre Behandlungsergebnisse, die in Einzelfällen ans Wunderbare grenzen. Sind Wunder nur etwas für unbedarfte Leichtgläubige, wozu Homöopathen samt ihren Patienten gerne gezählt werden? Lassen wir das an dieser Stelle noch offen.

Die Dankbarkeit und Verehrung für Hahnemann, die seit zweihundert Jahren alle homöopathisch Tätigen eint, ist kein sektiererischer Ahnenkult, sondern die einzig angemessene Haltung gegenüber der Größe dieses Arztes. ***Hahnemann hat die ärztliche Kunst um eine Methode bereichert, die die Selbstheilung des Kranken anregt, so dass er aus eigener Kraft wieder gesund werden kann. Homöopathie erhöht die Wahrscheinlichkeit von Spontanheilungen und möglichst günstigen Spontanverläufen – nicht mehr, nicht weniger.***

Verfolgen wir hier den Lebensweg Hahnemanns, wie er zur Entdeckung und Ausarbeitung seiner Methode gelangte und wie er sie sich erklärte. Bereits aus seiner Zeit heraus wird verständlich werden, warum die Homöopathie immer schon umstritten war und teilweise heftig angefeindet wurde. Insbesondere aber, warum sie seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert von der wissenschaftlich begründeten Medizin abgelehnt werden muss.

Christian Friedrich Samuel Hahnemann wurde am 10. 4. 1755 in Meißen als Sohn eines Porzellanmalers der berühmten Meißener Porzellanmanufaktur geboren. Die eigentlich gut situierte, bürgerlich gebildete Familie geriet in der Folge des Siebenjährigen Krieges in finanzielle Bedrängnis, daher war die geplante Schul- und Universitätslaufbahn des lernbegierigen Sohnes zunächst nicht zu ermöglichen. Der junge Samuel fiel jedoch durch eine so ungewöhnliche Begabung, gepaart mit Fleiß und Ausdauer auf, dass er Förderer fand, die ihm die höhere Schulbildung und anschließend ein Medizinstudium finanzierten. An der Universität Leipzig erschöpfte sich dieses Studium in theoretischen Darstellungen; es gab, wie fast überall, keine Universitätsklinik oder sonstige Anleitung zur praktischen Ausübung am Kranken.

Genau das aber wollte Hahnemann lernen und so sehen wir ihn bald in Wien, wo der aufgeklärte Kaiser Joseph II. eine Fakultät nach modernsten

Vorstellungen eingerichtet hatte. Seinem dortigen akademischen Lehrer Joseph v. Quarin sollte Hahnemann bis ans Lebensende dankbar bleiben. Er äußerte, alles was an ihm Arzt zu nennen sei, verdanke er diesem. Dass Hahnemann als junger Mediziner einer Freimaurerloge beitrug, war zu seiner Zeit nichts Besonderes. Diese international verbundenen Zirkel von Intellektuellen waren damals dem aufgeklärten Vernunftideal verpflichtet und verbreiteten jene Ideen, die in der Formel „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit“ ihren Ausdruck fanden. Große Umwälzungen waren zu ahnen, die Französische Revolution kündigte sich an. Die Gottesgabe der menschlichen Vernunft würde Licht in das Dunkel vieler ungelöster Lebensprobleme bringen, seien sie nun gesundheitlicher, wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Natur. Altehrwürdige Überlieferungen mussten vor dem Richterstuhl der Vernunft bestehen, andernfalls landeten sie als finstere Aberglaube auf dem Müllhaufen der Geschichte. In dieser Aufbruchstimmung sah Hahnemann seine Aufgabe als Arzt darin, den leidenden Menschenbrüdern zu helfen.

Doch in der Praxis erlebte er sich als Versager. Er erkannte, dass ihm sein schulmedizinisches Wissen keinerlei Anhaltspunkte für eine vernunftgemäße, schonende Behandlung bot. Obwohl er als junger Arzt eine wachsende Familie zu ernähren hatte, brachte er es nicht fertig, die Kranken nach damals herrschender Lehre mit Aderlässen, Brechmitteln und dergleichen zu traktieren. Vielseitig wie er war, verlegte er sich auf wissenschaftlich-literarische Tätigkeit, veröffentlichte eigene Artikel, insbesondere aber Übersetzungen. Diese reicherte er mit ausführlichen Fußnoten aus eigener experimenteller Erfahrung an. Die Chemie hatte es ihm besonders angetan. Diese Wissenschaft hatte soeben allen alchemistischen Plunder abgeschüttelt und wurde zur jener experimentellen, exakten Naturwissenschaft, die wir heute in der Schule lernen. Ähnlich vernunftbegründet, zuverlässig und überprüfbar wünschte er sich auch die Medizin. Hahnemann wurde zu früh geboren, um den Aufstieg der naturwissenschaftlich begründeten Medizin noch zu erleben. Ein Glück für uns, dürfen wir heute sagen, denn sonst gäbe es die Homöopathie vermutlich nicht.

Der Höhepunkt aufklärerischer Ideale der Menschenliebe in Verbindung mit tiefem Vertrauen in einen kritischen Vernunftgebrauch stellt geschichtlich ein enges zeitliches Fenster dar. Und genau dies waren die Jahre, in denen ein geistig ungewöhnlich leistungsfähiger, selbstbewusster und kämpferischer Mensch wie Hahnemann aus ärztlicher Verantwortung eine vernünftige, schonende Behandlungsmethode suchte – und fand.

Greifen wir hier etwas vor zur Entstehungszeit der modernen, wissenschaftlichen Medizin. Erst 1841, also kurz vor Hahnemanns Tod, leisteten

zwei Mediziner in jugendlichem Überschwang den Schwur, „die Wahrheit geltend zu machen, dass im Organismus keine anderen Kräfte wirksam sind als die gemeinen physikalisch-chemischen.“ Unter der Kampfparole: „Die Medizin wird Naturwissenschaft sein oder sie wird nicht sein“ wurden in wenigen Jahrzehnten die Grundlagen für ein rational begründetes Verständnis von Krankheit und Gesundheit geschaffen. Endlich war auch die Medizin befreit vom Plunder ehrwürdiger Überlieferungen und Spekulationen. Sie konnte die Ursachen vieler Krankheiten aufdecken und ursächlich wirksame Behandlungen entwickeln. Insbesondere aber wurde eine wissenschaftlich begründete Krankheitsverhütung möglich. Abschaffung der Kinderarbeit, Gewerbeschutz, hygienische Wohnverhältnisse wurden aus ärztlichem Selbstverständnis eingefordert. Wie hätte sich Hahnemann wohl zu den Gesundheitsproblemen des verelendeten Industrieproletariats gestellt? 1765 hatte James Watt die Dampfmaschine erfunden. Deren breite technische Nutzung mit allen daraus folgenden Umwälzungen, also die Industrielle Revolution, begann in England am Ende des 18. Jahrhunderts, in Deutschland erst viel später.

Nichts davon ist auch nur zu ahnen in dem kleinen Ort Stötteritz bei Leipzig, in den es den ruhelosen Hahnemann samt Familie 1790 hin verschlagen hat. Hier machte er eine Zufallsbeobachtung, die ihm zu der bahnbrechenden Erkenntnis verhalf, dass Ähnliches durch Ähnliches geheilt werden kann.

Wieder einmal übersetzt er ein Standardwerk, die *Materia Medica*, die Arzneimittellehre von William Cullen, der eine medizinische Autorität seiner Zeit ist. Dieser Autor führt die Heilwirkung der Chinarinde als Medikament gegen die Malaria, damals Wechselfieber genannt, auf den magenstärkenden Effekt zurück. Das überzeugt Hahnemann nicht. Zweifellos ist „China“ eine der allerbittersten Arzneien, aber keineswegs alle als Magenbitter eingesetzten Naturstoffe sind gegen Malaria wirksam. Er entschließt sich zu einem Selbstversuch.

„Ich nahm des Versuchs halber etliche Tage zweimal täglich jedesmahl vier Quentchen gute China ein; die Füße, die Fingerspitzen u. s. w. wurden mir erst kalt, ich ward matt und schläfrig, dann fing mir das Herz an zu klopfen, mein Puls ward hart und geschwind; eine unleidliche Aengstlichkeit, ein Zittern (aber ohne Schauder), eine Abgeschlagenheit durch alle Glieder; dann Klopfen im Kopfe, Röthe der Wangen, Durst, kurz alle mir sonst beim Wechselfieber gewöhnlichen Symptome erschienen nach einander; doch ohne eigentlichen Fieberschauer. Mit kurzem: auch die mir bei Wechselfiebern gewöhnlichen besonders charakteristischen Symptomen, die Stumpfheit der Sinne, die Art von Stei-

figkeit in allen Gelenken, besonders aber die taube widrige Empfindung, welche in dem Periostium über allen Knochen des gesamten Körpers ihren Sitz zu haben scheint, – alle erschienen. Dieser Paroxysm dauerte zwei bis drei Stunden jedesmahl, und erneuerte sich, wenn ich diese Gabe wiederholte, sonst nicht. Ich hörte auf, und ich war gesund.”

So lautet die berühmte Fußnote, die er seiner Übersetzung beigab. Sie wurde hier in voller Länge wiedergegeben, um einen Eindruck zu vermitteln, wie genau in alle Einzelheiten gehend Hahnemann seine Beobachtungen dokumentiert. Gleiches gilt für all seine späteren Selbstversuche und seine Beobachtungen an anderen Menschen.

Die mutige Bereitschaft, Selbstversuche zu machen, ist eine der achtbarsten Traditionen der europäischen Medizin. Im Kampf der naturwissenschaftlichen Medizin gegen die Infektionskrankheiten setzten etliche Ärzte wissentlich ihr Leben aufs Spiel und einige starben dabei. (Literatur: Bernt Karger-Decker: Ärzte im Selbstversuch.) Bereits zur Zeit der Aufklärung war Hahnemann nicht der erste damit. Andere hatten sich auf diese Weise von der Ungefährlichkeit gebräuchlicher Arzneydosen überzeugt. Nie aber hat jemand vor oder nach ihm Selbstversuche mit solcher Hingabe betrieben. Freiwilliges Leiden zu dem Zweck, Erkenntnisse zu gewinnen, die anderen helfen sollen.

Durch den Chinaversuch hatte Hahnemann nach seiner Überzeugung den Schlüssel zum Verständnis der Arzneiwirkungen gefunden. Die Wirkung eines Mittels beruht demnach darauf, dass es bei einem Gesunden die gleichen Symptome hervorruft, die es im Krankheitsfall heilt. Endlich hatte sich der Nebel gelichtet. Er hatte eine Methode entdeckt, die Wirkungen gebräuchlicher Arzneistoffe exakt festzustellen. Mit all seiner Energie und Begeisterung führte er weitere Versuche durch, seine Arzneiprüfungen am Gesunden. Die ersten Prüfer – wie der homöopathische Fachausdruck lautet – waren außer ihm selbst seine Frau und Kinder, erst später mit wachsender Berühmtheit und Wohlstand auch seine Schüler und vermutlich auch die Diensten.

Nach eifrigem Prüfen und erfolgreichen Heilungen war er sich 1796 sicher genug, um seine Entdeckung der wissenschaftlichen Welt bekannt zu machen. *”Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen nebst einigen Blicke auf die bisherigen”* hieß seine Veröffentlichung im damals führenden Ärzte-Journal. Bei seinen *„Blicken auf die bisherigen“*, d. h. auf die überlieferten Spekulationen, sowie in all seinen Äußerungen über die medizinischen Praktiken seiner Zeit war er in seiner Ausdrucksweise nicht gerade zimperlich. Er verzichtete völlig auf jenen gediegenen wissenschaftlichen Stil, in dem die Meinungen und Er-

gebnisse der anderen angeführt werden, um sie dann ohne erkennbare Überheblichkeit zu widerlegen. Seine beißend-spöttischen und bitteren Schmähungen gegen die Schulmedizin verraten sein heißes Herz für die Kranken, sah er doch nur zu genau, wie diese mit den gängigen Methoden gequält und gefährdet wurden. Freunde machte er sich bei den Kollegen damit natürlich nicht.

Auch wer vielleicht über Hahnemanns Grobheiten hinweg sehen konnte, musste auf der Grundlage herrschender Vorstellungen schwere Einwände vorbringen. War es nicht seit jeher ein Anliegen der Medizin gewesen, die Krankheitsursachen angeben zu können, um die Behandlung danach zu richten? „Tolle causam!“ lautete das Prinzip auf Lateinisch, der Wissenschaftssprache jener Zeit. Das heißt: „Hebe hinweg die Ursache!“ Als Ursache vieler Krankheiten vermutete man einen schädlichen Stoff im Blut und konnte damit das reichliche Aderlassen als kausale Therapie begründen. (Nebenbei ist dies ein schönes Beispiel für die Pannen unseres auf S. 60 erwähnten Kausalitäts-Erkennungs-Programms.) Und jetzt erklärte dieser Hahnemann, die Ursachen seien ohnehin nie zu ergründen und alle derartigen Fragestellungen seien Unsinn, weil es nur auf die Symptome ankomme. Nur diese am Kranken unmittelbar festzustellenden Krankheitszeichen seien wichtig. Diese müssten mit den Symptomen übereinstimmen, die eine Arznei am Gesunden hervorrufen kann, dann sei der Kranke gesund.

War das noch nicht genug, so machte er sich überdies mit seinen bis ins Unendliche verdünnten Arzneien lächerlich. Die Apotheker hatten weitere Gründe, ihn anzufeuern. Sie verdienten durch die kunstvolle Zubereitung von Pillen und Elixieren, in denen viele verschiedene Inhaltsstoffe zusammenkomponiert wurden. Hahnemann bestand darauf, nur jeweils eine einzige Substanz einzusetzen.

Während Hahnemann also bereits von Seiten der vorwissenschaftlichen Medizin genug Anfeindungen genoss – vielleicht konnte er sie bei seinem Temperament tatsächlich genießen – fand er doch gleichzeitig viel Anerkennung und Bewunderung. Er gewann nicht nur hochgestellte Persönlichkeiten als Patienten, sondern auch, was ihm sehr viel wichtiger war, etliche ergebene und begabte Schüler. Aufsehen erregte er überregional mit seinen Erfolgen bei der Typhusepidemie, die in Leipzig 1813 als Begleiterscheinung der Völkerschlacht gegen Napoleon auftrat. Auch bei der europaweiten Choleraepidemie von 1830 konnte er sich triumphal bestätigt sehen. Wenn man allerdings weiß, dass die Behandlung der „alten Schule“ darin bestand, die fiebernden, durchfallgeschwächten Kranken auch noch zur Ader zu lassen und ihnen das Trinken zu verbieten, ist es aus

heutiger Sicht kein allzu eindrucksvoller Beweis für die Homöopathie. Allerdings beweist es seinen am leidenden Menschen orientierten gesunden Menschenverstand. Den können Ärzte, insbesondere Psychiater, auch heute noch brauchen.

Seine Schüler und Gönner folgten ihm und seinen Darstellungen im *Organon*, die damals jedem Gutwilligen einleuchten konnten. Angesichts der immer wieder eintretenden Behandlungserfolge ließen sie die damals herrschenden Lehren mit all ihren Ungereimtheiten leichten Herzens hinter sich.

„*Macht's nach, aber macht's genau nach!*“ schärfte Hahnemann seinen Schülern ein.

Unerlässlich ist bis heute eine detaillierte Krankenbefragung, die Stunden dauern kann. Nicht nur die augenblicklichen Beschwerden und ihre genaue Beschreibung zählen. Der Arzt muss wissen, wann und unter welchen Umständen sie aufgetreten sind und wodurch sie verschlimmert oder erleichtert werden. Dies ist aber erst der Anfang. Da sich an Hahnemanns Methode seither nichts verbessern oder vereinfachen ließ, wird der Verlauf einer homöopathischen Erstbefragung im letzten Kapitel dieses Buchs wiedergegeben.

Hahnemann und seine Schüler erweiterten außerdem ständig den homöopathischen Arzneimittelschatz. Dazu unternahmen sie, getreu seinen detaillierten Anweisungen im *Organon*, zahlreiche Arzneimittelprüfungen am Gesunden. Anders als bei dem heroischen ersten Selbstversuch mit Chinarinde wurden die späteren Prüfungen mit stark verdünnten, sogenannten potenzierten Arzneien vorgenommen. Für Hahnemann stand fest, dass durch den Potenzierungsvorgang, also beim vielfach wiederholten Verdünnen und Schütteln, aus der rohen Ausgangssubstanz die geistartige Arzneikraft freigesetzt wird. Das war keine metaphysische Spekulation von ihm, sondern beruhte auf der immer wieder bestätigten Erfahrung, dass mit höheren Potenzen deutlichere Effekte erzielt wurden. Toxische Schäden für die Prüfer und Prüferinnen wurden so vermieden.

Wer die Prüfungsprotokolle in den Arzneimittellehren studiert, bekommt dennoch ein Bild, was diese Menschen an teilweise tagelang anhaltenden Beschwerden und Verstimmungen auf sich genommen haben. Aber ihr Leiden war nicht vergeblich. Jedes Jucken, Kribbeln, Reißen, jeder Frostschauer, jede Hitzewelle, jede Schlafstörung und nicht zuletzt jede Veränderung der Gemütslage oder der geistigen Tätigkeit wurde minutiös festgehalten. So bildete sich ein Schatz experimenteller Erfahrungen. Nun glaubte man mit Sicherheit zu wissen, welche Kräfte zur Veränderung des menschlichen Befindens welchem Arzneimittel innewohnen. Die Neugier

erstreckte sich bald auch auf Stoffe, die im rohen Zustand keinerlei arzneiliche Wirkung besitzen. Das fettige Bärlappsamenpulver wurde ja gerade wegen seiner völligen Wirkungslosigkeit als Trennmittel bei der Pillenherstellung eingesetzt. Und siehe da! In der dreißigsten Potenz offenbarte dieses Lycopodium ungeahnte Kräfte, die sich bei den gesunden Prüfern und Prüferinnen in 1608 Einzelsymptomen bemerkbar machten. Ähnliche Überraschungen boten Kochsalz, Austernmuschelkalk und andere Substanzen, denen vor Hahnemann niemand Arzneikräfte zugetraut hatte.

Die Ergebnisse wurden in Arzneimittellehren veröffentlicht. Sie enthalten jeweils eine Vorbemerkung zur verwendeten Prüfsubstanz, insbesondere zu ihrer traditionellen Verwendung. Hier ergreift Hahnemann immer wieder die Gelegenheit, sich in drastischen Ausdrücken über dogmatische Sturheit, gedankliche Bequemlichkeit und den Hang zu „übersinnlichen Ergrübelungen“ bei früheren und zeitgenössischen Medizinern auszulassen. Dann beschreibt er die Gewinnung des Ausgangsstoffes seiner Arzneimittelprüfung und gibt meistens den Potenzierungsgrad des Prüfmittels an. Es folgt die Liste der von ihm und Mitarbeitern beobachteten Prüfungssymptome. Diese sind oft in einem vollständigen Satz formuliert, der das unmittelbare Erleben des Prüfers unter dem Einfluss des Mittels zum Ausdruck bringt. Zunächst veröffentlichte er eine sechsbändige *Reine Arzneimittellehre*, von der 1830 die dritte Auflage erschien. Seine zweite fünf-bändige Arzneimittellehre hat den Titel *Die chronischen Krankheiten*. Dabei enthält nur der erste schmale Band seine weiter entwickelten Gedanken über eine echte Heilung. Es war ihm nämlich aufgefallen, dass auch Homöopathen oft nur Symptomverbesserungen zustande bringen, während der Patient über die Jahre immer kränker wird. Die anderen vier Bände enthalten seine Ergebnisse aus der Prüfung weiterer Mittel. Deren Zweitauflagen erschienen zwischen 1835 und 1839.

Wieder und wieder bewährte sich das Prinzip der Heilung durch Ähnlichkeit am Kranken. Bei der Veröffentlichung seiner Ergebnisse konnte Hahnemann daher seinen Prüfungsprotokollen bereits eine Auflistung wichtiger Heilanzeigen voranstellen. Zwar machte er sehr deutlich – in der Fußnote zu *Alumina, Chronische Krankheiten, Bd. 2* –, dass diese Hinweise bei seiner Methode nicht als Indikationen im Sinne der üblichen Medizin missverstanden werden dürfen. Es hat aber nichts genützt; jeder Apotheker wird heute zu fast jeder Indikation ein „homöopathisches“ Medikament über den Ladentisch reichen.

Die besagte Fußnote lautet:

„Man hat, zu meinem Bedauern, die Bedeutung solcher, oft unzuverlässig beobachteter Nutz-Angaben in den Vorworten zu den meisten Mit-

teln ... hie und da mißverstanden und für, die Wahl des Mittels bei Heilungen bestimmende Zustände (I n d i k a t e) ausgegeben, was sie durchaus nicht seyn können, noch dürfen; wir überlassen solche Täuschungen, nach wie vor, unsern allopathischen Stiefbrüdern. Vielmehr sollen sie nur dazu dienen, zuweilen eine kleine Bestätigung der richtigen Wahl des aus den reinen eigenthümlichen Arznei-Wirkungen, nach Ähnlichkeit der eruierten Krankheitszeichen des Falles schon gefundenen, homöopathischen Heilmittels abzugeben.“

Ein Homöopath, der Hahnemanns Methode folgt, kennt den fundamentalen Unterschied zwischen einer diagnosebezogenen Indikation und der homöopathischen Mittelwahl. Den Patienten, also den Leidenden darf dieser Unterschied gleichgültig sein. Sie wollen ihre Beschwerden los werden. So kann es heute zwischen einem Kopfschmerzpatienten und seinem Homöopathen zu folgendem Dialog kommen:

Arzt: „Nach allem, was ich jetzt von Ihnen weiß, brauchen Sie Natrium muriaticum, das ist potenziertes Kochsalz.“

Patientin: „Wirkt das gegen meine Kopfschmerzen?“

Arzt: „Streng genommen gibt es keine homöopathischen Wirkungen gegen irgendetwas. Das Muster Ihrer körperlichen und seelischen Reaktionsweisen scheint dem psychophysiologischen Muster von Natrium muriaticum zu entsprechen. Wenn das stimmt, und das wird sich nach diesem Behandlungsschritt herausstellen, kommt Ihre Selbstregulation so in Gang, dass Sie auch weniger Kopfweh haben.“

Patientin: „Ach so?! Na, Hauptsache der Kopfschmerz geht weg.“

(Glückliches Biedermeier!? An brauchbare Diagnosen ist noch nicht zu denken und von ärztlicher Aufklärungspflicht redet noch keiner. Hahnemann antwortet einem wissbegierigen Patienten kurz angebunden: „Der Name Ihrer Krankheit geht mich nichts an und der Name Ihrer Arznei geht Sie nichts an.“)

In seinen Veröffentlichungen machte Hahnemann klar, dass die Arzneien bei unterschiedlichen Menschentypen unterschiedlich gut ansprechen. So heißt es beispielsweise über *Nux Vomica*: „*Hierher gehört, daß diejenigen Personen sie öfter bedürfen, welche sehr sorgfältigen, eifrigen, feurigen, hitzigen Temperamentes sind, oder tückischen, boshaften, zornigen Gemüths.*“

Damit beginnt ein bis heute fortlaufender Prozess. Die Datenfülle der Prüfungssymptome gemeinsam mit den Behandlungserfahrungen ordnet sich zu anschaulichen „Arzneimittelbildern“. Die homöopathischen Arzneimittelbilder sind keine Beschreibungen der Arzneiwirkungen, sondern sie schildern feststehende pathologische Reaktionsmuster oder wieder-

erkennbare Menschentypen. Letztere sind charakterisiert durch ihr Temperament, ihre Vorlieben und Abneigungen, durch seelische und körperliche Reaktionsbereitschaften und Anfälligkeiten. Erkennt ein heutiger Homöopath an seinem Patienten das typische Muster eines Arzneimittelbildes wieder, so kann er zuversichtlich darauf bauen, dass das entsprechende Mittel den Selbstheilungsprozess dieses Patienten in Gang bringt. Hat er sich geirrt, so erkennt er dies daran, dass die erwarteten Reaktionen ausbleiben oder sogar in eine ungünstige Richtung laufen. In diesem Sinne ist die Homöopathie eine exakte Methode. Allerdings erfordert sie ein hohes Maß an Gewissenhaftigkeit und Selbstkritik.

Wie alle Menschen, vom Kleinkind angefangen, suchte natürlich auch Hahnemann die Frage zu ergründen: „Wie funktioniert denn das?“ In späteren *Organon*-Ausgaben lieferte er eine seinen Zeitgenossen einleuchtende Erklärung: Er bediente sich des damals aufkommenden Begriffes einer immateriellen Lebenskraft. Diese gewährleiste die seelischen und körperlichen Funktionen des gesunden Organismus. Sie sei es, von der alle Krankheiten ausgehen, denn jede Krankheit zeige eine Verstimmung der Lebenskraft an. Der schädliche, verstimmende Einfluss könne materieller oder seelischer Natur sein. An dieser dynamischen Verstimmung der geistartigen Lebenskraft setze die geistartige Wirkung der potenzierten Arzneistoffe an. Ferner kam ihm für seine Erklärung die Tatsache zu Hilfe, dass manche Krankheiten spontan verschwinden, wenn eine zweite ähnliche Krankheit hinzu kommt. Er führte zahlreiche Fälle an, bei denen eine Hautkrankheit dank einer hinzu getretenen infektiösen Ausschlags-erkrankung zusammen mit letzterer ausgeheilt war. Die beiden ähnlichen Verstimmungen der Lebenskraft hatten sich dabei sozusagen gegenseitig aufgehoben. Der Homöopath tue nichts anderes, als diesen Vorgang, der gelegentlich durch Zufall in Gang gesetzt wird, gezielt anzustoßen. Leide der Mensch an einer Krankheit, mit der seine Lebenskraft nicht fertig wird, so Sorge der Homöopath dafür, dass diese sich jetzt auch noch mit einer möglichst ähnlichen Kunstkrankheit auseinandersetzen müsse. Durch den dynamischen Reiz der entsprechenden Arznei werde die Grundkrankheit überwunden.

Halten wir hier fest, dass dieser Erklärungsversuch nachgeliefert wurde, als Hahnemanns methodische Anweisungen schon längst feststanden und sich jahrzehntelang in der Praxis bewährt hatten.

Hahnemann durfte im hohen Alter noch den Lohn seiner Mühen ernten. Mit achtzig Jahren erlebte der Witwer eine neue Liebe und zog mit der wesentlich jüngeren Melanie nach Paris. Als erste Homöopathin übte sie an seiner Seite und noch lange nach seinem Tode diese Tätigkeit aus. Es

lohnt sich nachzulesen, wie sie als Witwe gegen die bald überall aufkommenden Vereinfachungen und Verschlimmbesserungen der Homöopathie zu kämpfen hatte. Damit wahrte sie das Vermächtnis ihres Mannes, der sich zeitlebens mit drastischen Ausdrücken zu diesen Tendenzen geäußert hatte. Das Buch von Rima Handley: *Eine homöopathische Liebesgeschichte. Samuel und Melanie Hahnemann* gibt auch einen guten Eindruck von der Welt, in der Hahnemann lebte und sein Werk schuf.

Hahnemann konnte noch verfolgen, wie sich seine zuverlässige Heilmethode in vielen anderen Ländern und Übersee durchsetzte. Er starb reich, berühmt und hochgeehrt im Jahre 1843, fünf Jahre bevor eine neue Revolutionswelle die europäischen Monarchien erschüttern sollte.

Unter den Sozialrevolutionären von 1848 finden wir einige junge Mediziner, insbesondere den später berühmten Rudolf Virchow. Oft zitiert wird sein Satz: *„Gegen Elend und Seuche kann nur der Umsturz helfen, der zu Freiheit und Wohlstand führt. ... Die Medizin ist eine soziale Wissenschaft, und die Politik ist weiter nichts als Medizin im Großen.“* Wieder war eine neue Zeit der Umwälzungen angebrochen, und ab jetzt feierte die naturwissenschaftlich orientierte Medizin einen Triumph nach dem anderen.

Wie oben schon erwähnt, erlaubte ihre Methodik es nun, den Ursachen von Krankheiten auf den Grund zu gehen. Wir erinnern uns, dass Hahnemann diese Frage noch als prinzipiell unlösbar betrachtet und beiseite geschoben hatte. Gerade die für seine Entdeckung so bedeutsame Malaria bietet hierfür das beste Beispiel. Das Wechselfieber trat im 19. Jahrhundert noch in allen Sumpfgeländen gemäßigter Klimazonen auf, ruinierte die Gesundheit der Befallenen und kostete Menschenleben. Als Ursache wurde schließlich ein Parasit und seine Verbreitung durch Stechmücken entdeckt. Damit war auch die entscheidende Vorbeugungsmaßnahme geklärt. Dank der Trokenlegung der Sümpfe in den Industrieländern ist Malaria heute der Inbegriff für eine „exotische“ Krankheit.

Blicken wir von hier aus zurück auf den § 1 des *Organons* aus dem Jahre 1810. Hahnemann hat hier durch Sperrdruck hervorgehoben, dass es des Arztes *einzig*er Beruf sei, Kranke gesund zu machen, „*was man Heilen nennt*“.

Dem wird kein heutiger Mediziner zustimmen wollen. Sollen wir etwa auf all die segensreichen Maßnahmen zur Früherkennung und Vorsorge verzichten? Sollen wir unser Wissen und Können auf Behandlungen beschränken, uns also erst dann um Menschen kümmern, wenn sie krank geworden sind?

Ernsthafte Mediziner werden zugleich einräumen, dass sie den hohen Anspruch des § 1, nämlich Menschen wirklich gesund zu machen, „*was*

man Heilen nennt“, nur in seltenen Fällen erfüllen. Sollen lindernde, lebenserhaltende und lebensverlängernde Maßnahmen etwa nicht der Mühe wert sein?

Aus heutiger Sicht können wir leicht erkennen, dass die beiden medizinischen „Kinder der Aufklärung“, die homöopathische und die naturwissenschaftliche Richtung, unvergleichbar sind. Unvergleichbar bedeutet, dass es eine schlichtweg unsinnige Frage ist, was die bessere Medizin sei oder wem die Zukunft gehört.

Das hat die Vertreter beider Seiten – wie bereits im Vorwort geschildert – bisher nicht daran gehindert, sich heftig in die Haare zu geraten. Die wissenschaftliche Medizin verlangte von den Homöopathen eine Erklärung für die Wirkungsweise ihrer Methode oder wenigstens einen Wirkungsnachweis, wie er für Medikamente üblicherweise erbracht werden kann. Die Homöopathen gaben sich alle erdenkliche Mühe, dem gerecht zu werden und standen immer wieder als die Blamierten da. Zuletzt 1997 mit dem Ergebnis der Münchner Kopfschmerzstudie. Auf diese wird wegen ihrer großen Bedeutung für das Selbstverständnis heutiger Homöopathen später noch genauer einzugehen sein.

Schon 1865 knickten viele Homöopathen ein, als wissenschaftlich erwiesen war, dass in den Hochpotenzen kein einziges Molekül irgendeiner Ausgangssubstanz mehr enthalten ist. J. Loschmidt hatte mit der nach ihm benannten Naturkonstante 10^{23} die Frage geklärt, wie weit sich Lösungen verdünnen lassen. Die wissenschaftlichen Mediziner fühlten sich darin bestätigt, dass Hahnemanns Vermächtnis Humbug sei. Deutsche Homöopathen verlegten sich seither auf die Anwendung von Tiefpotenzen „mit etwas drin“ und besiegelten damit den Niedergang in Hahnemanns eigenem Land.

Es war die typisch US-amerikanische Philosophie des Pragmatismus, die es den dortigen Homöopathen leichter machte, dem Meister die Treue zu halten. Schließlich funktionierte es ja.

Ein in die Staaten ausgewanderter Schüler, Constantin Hering, formulierte die praktisch sehr bedeutsame *Hering'sche Regel*, die Hahnemann nur angedeutet hatte. Nach dieser Regel kann der Homöopath beurteilen, ob die Behandlung in die richtige Richtung läuft. Die *Hering'sche Regel* gilt nicht nur in der Homöopathie. In ihr ist das genaue Beobachtungswissen der vorwissenschaftlichen Medizin über die Spontanverläufe von Krankheitsprozessen bewahrt worden. Dies wird in Kapitel 10 noch genauer erläutert werden.

Es ist ein volkstümlicher, aber verhängnisvoller Irrtum zu glauben, dass Homöopathie ja wenigstens nichts schaden könne. Mit den Prozessen, die

innerhalb einer Behandlungsbeziehung durch wirkstofffreie Hochpotenzen angeregt werden, ist nicht zu spaßen. Natürlich gilt das in ganz besonderem Maße für die Behandlung psychisch Kranker.

Die Amerikaner gingen mit der Potenzierung noch weit über die 30. Stufe hinaus, bei der Hahnemann aufgehört hatte. Wenn sowieso kein „Wirkstoff“ drin war, konnte man es ja mal mit Tausender- und Zehntausenderpotenzen probieren. Tatsächlich sahen sie damit noch deutlichere und tiefergehende Effekte.

Nicht zuletzt verdanken die Homöopathen einem Amerikaner des frühen 20. Jahrhunderts das unentbehrliche Nachschlagewerk *Kent's Repertorium*, das den Zugang zu den Arzneimittellehren erschließt. Kent hat sich auch um die Ausarbeitung anschaulicher Arzneimittelbilder verdient gemacht.

Die Menschen des späten 20. Jahrhunderts finden sich beschrieben in den meisterhaften Arzneimittelporraits der Neuengländerin Catherine Coulter. Bei ihr, wie schon bei Kent, ist – außer im Buchtitel – von Arzneiwirkungen nirgends die Rede. Es sind lebendige Schilderungen typischer menschlicher Reaktions- und Verhaltensweisen. Wer sie liest, wird mit Genuss einige Bekannte oder Verwandte darin wiedererkennen. Häufig geht es einem aber wie bei den Darstellungen astrologischer Typen, wo von allem etwas ein bisschen stimmt. Dann ist homöopathische Feinarbeit gefragt. Schließlich hat niemand je behauptet, dass Hahnemanns Homöopathie eine mühelos leicht anzuwendende Methode sei.

Gewissenhafte Homöopathen werden immer wieder belohnt mit dem „Wunder“ der Heilung durch Ähnlichkeitsbeziehungen. Diesem Wunder tut es keinerlei Abbruch, wenn sie sich einen großen Teil ihrer Ergebnisse selbstkritisch als Placeboeffekt erklären können, oder als eine Spontanheilung, die ohnehin zu erwarten war. Immer bleibt ein staunenswerter unerklärlicher Rest.

Daher ringen sie weiterhin darum, sich selbst und ihren Zeitgenossen dieses Wunder begreiflich zu machen. Worin besteht die arzneiliche Wirkung der Zuckerkügelchen oder Tropfen? Die Patienten erleben sie doch immer wieder am eigenen Leib, und jeder kann es sehen, wie sie sich nach der Einnahme verändern.

Zu Homöopathie-Erklärungen wird gern die Quantenphysik herangezogen. Das hat den Vorteil, dass solche Erklärungen kaum zu widerlegen sind, weil bisher nur theoretische Physiker die Quantenphysik wirklich verstehen. Bei Biophotonen und Wasserkristallstrukturen sieht es etwas anders aus. Physiker, die nicht mit der Homöopathie sympathisieren, können darüber nur lachen. Photonen sind Photonen, egal ob sie von belebter oder

unbelebter Materie ausgehen. Wasserkristallstrukturen gibt es, aber sie entstehen und zerfallen im Millisekudentempo.

Die Naturwissenschaft ist seit Descartes und Galilei der Inbegriff einer Erfolgsgeschichte. In ihrem Glanz versuchen sich auch Vertreter völlig anderer Disziplinen zu sonnen. Neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse, die von Allgemeinbildeten noch kaum verstanden sein können, eignen sich besonders gut zu allerhand pseudowissenschaftlichen Beweisführungen. So wurde Darwins Evolutionslehre sogleich ideologisch verzerrt und missbraucht. War der pseudobiologische Rassismus in seinen Konsequenzen buchstäblich mörderisch, so mögen die populären Schlussfolgerungen aus der Neuen Physik dagegen geradezu harmlos erscheinen. Ihr gegenaufklärerischer Effekt hat jedoch bedenkliche Ausmaße erreicht. Die Redensart „Alles ist relativ“ bürgerte sich in den zwanziger Jahren ein, war doch die experimentelle Bestätigung von Einsteins Theorie anlässlich einer Sonnenfinsternis für damalige Verhältnisse ein Medienereignis. Heisenbergs Unschärferelation übersetzen manche in die bayrische Redensart „Nix Genaues weiß man nicht.“ Im öffentlichen Bewusstsein verschwimmt damit der Unterschied zwischen gesichertem Wissen, Spekulationen und Glaubensüberlieferungen.

Für die „Erklärung“ der Homöopathie-Effekte bieten sich dank dieser Ungenauigkeiten unbegrenzte Möglichkeiten: Vielleicht übertragen die homöopathischen Arzneien energetische Schwingungen oder eine wie immer geartete Information. Die Bedeutung der Informationstheorie für viele Fragestellungen hat sich herumgesprochen. Vielleicht entsprechen sie den morphischen Feldern, die der Biologe Rupert Sheldrake beschreibt, um außersinnliche Wahrnehmung und vieles andere zu erklären. Die Beispiele ließen sich noch vermehren. Außerhalb der abgeschirmten homöopathischen Welt lösen diese Bemühungen nur Kopfschütteln aus. Schließlich haben die Hochpotenzen ihre arzneiliche Wirkung in placebokontrollierten Studien nicht beweisen können. Wie im nächsten Kapitel dargestellt wird, können und müssen sie das auch nicht.

*

Die meisten heutigen Homöopathen sind Pragmatiker und freuen sich einfach mit ihren gesund werdenden Patienten. Wenn jemand sie unbedingt auf eine vernünftige Erklärung für ihr Verfahren festnageln will, können sie den Frager an die Geschichte des Magnetkompasses erinnern:

Dieses für die Schifffahrt unentbehrliche Instrument beruht bekanntlich auf der Tatsache, dass eine beweglich befestigte Magnetnadel immer nach Norden zeigt, so dass an jedem Punkt der Erde Position und Kurs bestimmt werden können. Diese Tatsache war in Europa seit etwa 1200 gut bekannt.

Praktisch genutzt wurde sie aber erst ab etwa 1400. Vorher hatte die rätselhafte Eigenschaft der Magnetnadel, sich ohne erkennbare Ursache zu bewegen, den mittelalterlichen Menschen Scheu eingeflößt. Die Kirche war und blieb beunruhigt, ob es dabei nicht gar mit dem Teufel zugehe. Im ausgehenden Mittelalter war diese Besorgnis aber nicht mehr groß genug, um der anbrechenden Entdeckerfreude länger Einhalt zu gebieten. Hatten Christoph Columbus, Vasco da Gama und alle anderen mutigen Weltumsegler damals etwa eine vernünftige Erklärung für das magnetische Phänomen? Keineswegs. Sie kannten lediglich sehr genau die Methode, nach der sie es nutzen konnten. Bekanntlich dauerte es noch vierhundert Jahre, bis mit der Elektromagnetischen Feldtheorie das Wunder des Magnetismus geklärt war.

Ähnlich geht es heutigen Homöopathen mit dem unerklärlichen Wunder ihrer exakten, zuverlässigen Methode. Sie beruht auf Beziehungen zwischen den Menschen untereinander und der Natur, die wir heute noch nicht ansatzweise formulieren können.

Schrottpresse:

„Allopathie“ als Gegensatz zu „Homöopathie“

Allopathie ist eine Wortschöpfung Hahnemanns. Nachdem er das Ähnlichkeitsprinzip als Grundlage von Heilungsvorgängen entdeckt hatte, benannte er seine Methode mit dem griechischen Kunstwort Homöopathie. Für die Medizin seiner Zeit prägte er den Kontrastbegriff Allopathie aus dem griechischen Wort allos – anders.

Die Homöopathen treiben den Teufel mit dem – recht ähnlichen – Beelzebub aus. Die Allopathen bemühen das entgegengesetzte Prinzip, also, um im Bild zu bleiben, die himmlischen Heerscharen.

Es hat viel für sich, eine Störung auf allopathische Art durch eine dagegen gerichtete Maßnahme zu beheben. Zumindest leuchtet es dem Alltagsverstand unmittelbar ein, wenn Schlaflosigkeit mit schlaffördernden Mitteln behandelt wird, oder eine Verstopfung mit Abführmitteln. Nach diesem Prinzip sammelte die Volksheilkunde ihre Erfahrungen mit Pflanzenwirkstoffen, und nach diesem Prinzip entwickelt seit dem 19. Jahrhundert die pharmazeutische Industrie synthetische Präparate. Trotzdem hat es zu allen Zeiten auch Behandlungsstrategien nach dem Teufel-Beelzebub-Prinzip gegeben. Bei bakteriellen Durchfallerkrankungen kann kräftiges Abführen mit Rhizinusöl sinnvoll sein. Brennende Nervenschmerzen werden

äußerlich mit dem heftig brennenden Wirkstoff des Cayennepfeffers behandelt. Hyperaktive Kinder bekommen das „Aufputzmittel“ Ritalin[®]. Eine lange Tradition hat die Behandlung von Menschen, die von einer bewusstseinsverändernden, d. h. psychotropen Substanz abhängig sind, mit einer anderen ebenfalls psychotropen Substanz. Rückblickend klingt einiges wie ein Schildbürgerstreich, etwa die Linderung des Alkoholverlangens durch Opiumtinktur oder die Behandlung des Morphiumentzugs mit Heroin. Trotzdem versuchen Ärzte immer wieder, Abhängigen nach diesem Prinzip zu helfen, das genau genommen ein „homöopathisches“ ist.

Der theoretisch so bedeutsam scheinende Gegensatz zwischen Behandeln nach dem Prinzip der Gegenwirkung (allopathisch) oder der Gleichsinnigkeit (homöopathisch) war in der medizinischen Praxis schon immer unscharf. Was zu helfen verspricht, wird angewendet.

Heutige Homöopathen verraten mangelndes medizinhistorisches Bewusstsein, wenn sie in braver Nachahmung Hahnemanns ihre wissenschaftlich orientierten Kollegen abfällig als Allopathen titulieren. Diese fühlen sich mit Recht nicht gemeint. Apotheken verwendeten früher beide Begriffe gern als werbende Anpreisung, dass sie vorurteilslos verkaufen, was verlangt wird.

Kapitel 4

Glauben und Wissen in der Homöopathie

„Glaubenskrieg“ in der Medizin?

Die Auseinandersetzungen zwischen Homöopathie und der wissenschaftlichen Medizin werden gern mit dem Bild eines Glaubenskrieges beschrieben. In den Glaubenskrieg sollen nicht nur die jeweiligen Hohen Priester verwickelt sein, sondern mit nicht viel geringerer Leidenschaft auch die Anhänger. Hier spukt noch die Vorstellung vom Priester-Arzt in den Köpfen, ein Bild, mit dem moderne Mediziner sich nicht mehr identifizieren.

Es fragt sich doch sehr, ob heutige Patienten ihren Ärzten glauben wollen oder gar glauben müssen. Genügt es nicht, wenn sie sich darauf verlassen können, dass der Arzt das erforderliche Wissen zur Erkennung und Behandlung von Krankheiten erworben hat, und dass er dieses Wissen in menschlich-ärztlicher Haltung zu ihrem Wohle anwenden wird?

Der mündige Patient wird sich über seine Krankheit einige allgemeinverständliche Informationen beschaffen. Sollte er auf dieser Basis die Angaben und Empfehlungen seines Arztes nicht nachvollziehen können, so wird er, zumindest vor einem entscheidenden Eingriff, noch einen zweiten Rat von einem ebenso ausgebildeten Kollegen einholen und seine eigene Entscheidung treffen.

Das Selbstbestimmungsrecht des Patienten und die Aufklärungspflicht des Arztes sind zumindest als Sollwerte unumstritten. Priesterarzt, Halb-gott in Weiß und selbst der gute alte Onkel Doktor haben sich aus der Geschichte verabschiedet, auch wenn ihnen noch manche verstohlene Träne nachgeweint wird.

Auch ein Arzt, der Klassische Homöopathie praktiziert, braucht nichts zu glauben und seine Patienten zu nichts zu bekehren. Diese Methode beruht, wie schon gesagt, auf keinerlei Glauben, sondern auf Wissen, das man sich zunächst mühsam aneignen muss. Homöopathisches Wissen macht es möglich, in der prinzipiell unendlichen Vielfalt menschlicher Leiden, Befindlichkeiten und Wesenszüge wiederkehrende Muster zu erkennen. Wenn der Homöopath erkennt, welches Muster bei einem Patienten vorliegt, und mit ihm den entsprechenden Behandlungsschritt vollzieht, dann tritt der unerklärliche Effekt ein, dass ähnliche Beschwerden sich gegenseitig aufheben. Dies sei an einem Beispiel verdeutlicht.

Fall: Gallenkolik im Colocynthis-Muster

Bei einer Patientin mit Verdacht auf Gallenkolik, die eine brühend heiße Wärmflasche auf den Oberbauch presst und sich zur Erhöhung des Drucks darüber zusammenkrümmt, erkennt der Homöopath ein Colocynthis-Muster. Hochgradig bestätigt sieht er sich darin, wenn er erfährt, dass die Patientin sich kurz vorher mal wieder über ihren Schwager krank geärgert hat. Angesichts dieses prägnanten Colocynthis-Bildes verabreicht er der Sich-Krümmenden einige Zuckerkügelchen aus einem Behältnis mit der Aufschrift „Colocynthis C 30“ und kann – so schnell wie sonst nach einer krampflösenden Injektion – beobachten, dass sich die Patientin mit erleichtertem Durchatmen entspannt zurücklegt. Nebenbei hat er schon die Vorbereitungen zur Injektion getroffen. Ein derart hochakuter Zustand erlaubt keinen zweiten homöopathischen Versuch, und als selbstkritischer Homöopath weiß er, dass er sich auch bei einem vermeintlich eindeutigen Bild täuschen kann. Doch diesmal wird die Spritze nicht gebraucht.

Natürlich ist die Patientin überzeugt, sie habe soeben ein hochwirksames Arzneimittel eingenommen. Ihr naturwissenschaftlich informierter Ehemann ist wissbegierig und fragt, was es war. Der Homöopath genügt seiner Aufklärungspflicht, indem er erklärt, dass die Globuli keinerlei Wirkstoff enthalten. Die Bezeichnung „Colocynthis C 30“ besagt, dass im homöopathischen Potenzierungsverfahren als Ausgangsstoff ein Pflanzenextrakt aus dem nordafrikanischen Kürbisgewächs Koloquinte eingesetzt wurde. Bei der Potenz C 30 liegt ein Verdünnungsverhältnis von Eins zu Hundert hoch 30 vor, also weit jenseits der Loschmidt'schen Zahl (zehn hoch 23). Die Zuckerkügelchen unterscheiden sich in nichts von weißen „Liebesperlen“, wie sie Konditoren als Verzierung herstellen. Allerdings sind sie wesentlich teurer. Das liegt an dem aufwändigen Herstellungsverfahren der flüssigen Potenzen, mit denen die Globuli benetzt wurden. Der Homöopath muss sich darauf verlassen können, dass bei der Herstellung alles sorgfältig durchgeführt wurde.

Mit dieser Auskunft verlässt der Homöopath den verdutzten Ehemann und die dankbare Patientin.

Prinzipiell ist in der Medizin jede Besserung einer Placebo-Deutung zugänglich. Die dramatische Akutsituation und im Kontrast dazu die sichere Zuversicht des Arztes bei der Verabreichung der Globuli könnten – mit einiger Mühe – zu dieser Erklärung herangezogen werden.

Die Patientin berichtet einige Tage später, dass sie nach Abklingen der Schmerzattacke so gut wie schon lange nicht mehr geschlafen habe, viel mehr Energie spüre, und dass „komischerweise“ auch der Ärger mit der lieben Verwandtschaft sie nicht mehr so aufregt.

Hier wäre die bequeme Placeboerklärung eindeutig fehl am Platze. Es ist etwas geschehen, was sich als Verbesserung ihrer ganzen psycho-physischen Reaktionslage beschreiben lässt.

Woher nahm der Homöopath die Sicherheit, hier die Globuli mit der Aufschrift „Colocynthis“ einzusetzen? Er erkannte – wie gesagt – das Colocynthis-Muster, das zum Wissensstoff jedes Homöopathieanfängers gehört. Er hatte gelernt: Kolikschmerzen, gebessert durch Zusammenkrümmen und gebessert durch heiße Auflagen, sind ein Hinweis auf Colocynthis. Entscheidend war jedoch der unmittelbare zeitliche Zusammenhang mit einem heftigen Ärgererlebnis.

Derartige unmittelbar vorausgegangene Belastungen werden von Homöopathen in rein phänomenologischem Sinne als „Causa“ oder „Folge von ...“ bezeichnet. Kausalanalytische Überlegungen, auf welchem Wege der Ärger oder der Schreck, der Kummer, das schwere Essen oder die Durchkühlung zu dem vorliegenden Beschwerdebild geführt haben könnten, sind überflüssig.

Wenn eine „Folge von ...“-Beziehung besteht, und das heißt: nur wenn sie für den Patienten oder sein Umfeld unmittelbar gegeben ist, hat sie für die homöopathische Mustererkennung einen hohen Stellenwert. Mediziner müssen als Homöopathieanfänger lernen, von ihrem üblichen Denken in Kausalbeziehungen umzuschalten auf den rein phänomenologischen Blick.

Die Beziehung zwischen Ärger und Galle ist durch Redensarten im allgemeinen Bewusstsein verankert und den Ärzten seit der Antike immer wieder aufgefallen. Hahnemanns „Arzneimittelprüfungen“ am Gesunden bestätigen, dass beim Menschen unter bestimmten Umständen prägnante psychophysiologische Reaktionsmuster wiederkehren. Daher können Homöopathen eine Ärger-Gallenkolik unter den angegebenen Begleitumständen als Colocynthis-Zustand erkennen und nach dem Ähnlichkeitsprinzip schnell zum Abklingen bringen.

Wie sich ein homöopathisches Muster entwickelt

Betrachten wir nun die schrittweise Entdeckung des homöopathischen Colocynthis-Musters.

Am Anfang steht das Kapitel „Koloquinte (Cucumis colocynthis)“ in Hahnemanns *Reiner Arzneimittellehre*. Dort heißt es in der Einleitung: „*Die Alten hatten die Koloquinte durch Anwendung großer, gefährlicher Gaben zum Purgieren, sehr verdächtig gemacht.*“ Der Einwirkung dieser Substanz setzten sich nun etliche gesunde Freiwillige aus und verzeichneten äußerst unangenehme Befindensänderungen. Wieviel Substanz bei dieser Arzneimittelpfung im Spiel war, wird aus Hahnemanns Angaben nicht ganz klar. Jedenfalls berichtet er über „*ungemeine Heilungen . . . durch Anwendung von einem kleinen Theile eines Tropfens oktillion- oder decillionfacher Verdünnung obiger Tinktur*“, einem alkoholischen Auszug aus getrockneter Koloquinte.

Angesichts der Ausgangssubstanz ist es eher überraschend, dass es sich bei nur rund 70 der insgesamt 225 Prüfsymptome um Beschwerden im Bauchraum handelt. Bei jeder Lokalisation wird die Heftigkeit des Schmerzes, häufig ein reißender, ziehender oder zusammenziehender Charakter, erwähnt. Hahnemanns Sohn Friedrich protokollierte: *Stechender Schmerz auf einer kleinen Stelle in der Nabelgegend, der ihn vorwärts, krumm zusammen sich zu biegen nöthigt und am schlimmsten von Heben verstärkt wird, 18 Stunden lang. – : Leibweh, welches ihn zwingt, sich zusammen zu krümmen und zu kauern.* Ein Prüfer namens Hornberg beschrieb, dass die zusammenschnürenden Schmerzen durch starken Gegendruck mit der Hand verschwanden.

Bei der Veröffentlichung der *Reinen Arzneimittellehre* konnte Hahnemann aufgrund seiner Behandlungserfahrungen die Wirkung der Koloquinte bei heftigsten Koliken als gesichert darstellen. Besonders bewährt für die Erkennung des Colocynthis-Musters ist die zusammengekrümmte Haltung und der heftige Druck, den die Patienten instinktiv auf die schmerzende Stelle ausüben. Das Verlangen nach einer richtig heißen Auflage unterscheidet diese Kolikpatienten von den vielen anderen, denen Wärme gut tut.

Hier sehen wir, wie das Element „Heftigkeit“ das ganze Muster durchzieht. Die Beziehung „Folge von heftigem Ärger“ wurde in der weiteren Anwendung immer genauer erkannt und bestätigt. Deshalb können Homöopathen auch weitab vom Wirkungsbereich des altertümlichen Abführmittels ein Colocynthis-Muster erkennen, etwa bei Menschen, deren Ge-

sundheit immer durch Ärger angegriffen wird, die davon Kopfweh oder Gesichtsneuralgien bekommen. Für die Ärger-Beziehung gibt es schon in Hahnemanns Prüfungsprotokoll einen kleinen Hinweis: „*Mürrisches Wesen; er nimmt alles übel und giebt nicht gern Antwort.*“ Dieser hätte belanglos bleiben können, wenn nicht Generationen von Homöopathen diese Beziehung immer wieder beobachtet und dokumentiert hätten.

Stellen wir uns eine etwa sechsköpfige Arbeitsgruppe vor, die in guter gegenseitiger Abstimmung eine Aufgabe bearbeitet hat, und dann vom Vorgesetzten völlig ungerecht als Versagerhaufen abgekanzelt wird. Trotz völlig gleichem Auslöser werden bei den Betroffenen höchst unterschiedliche Reaktionen auftreten. Andererseits wird ein derartiger Vorfall kaum jemanden unberührt lassen. Dementsprechend finden sich in dem seit rund hundert Jahren bewährten Symptomverzeichnis, dem *Repertorium* von Kent, unter der Überschrift „Beschwerden durch Ärger“ bereits Hinweise auf 66 verschiedene Reaktionsmuster.

Diese Repertorien sind aus praktischen Gründen unerlässlich, haben aber keinen höheren Erkenntniswert als Telefonbücher. Homöopathen können darin nachschlagen, welche Mittel etwa schon einmal im Zusammenhang mit reißenden Schmerzen dokumentiert wurden. In einem Repertorium von 1994 ist die Zahl der „Folge von Ärger“-Mittel auf 89 angestiegen, weil eine bedeutsame Ärgeraanfälligkeit auch bei Reaktionstypen gesehen wurde, die ursprünglich nicht dafür bekannt waren.

Während sich die homöopathischen Erfahrungen mit „Folge von Ärger“ einerseits mit der Zeit horizontal erweitert haben, gehen sie in der prägnanten Beschreibung einzelner Reaktionstypen auch immer mehr in die Tiefe. Die Beschreibung der einzelnen Reaktionstypen bildet den Inhalt der homöopathischen „Arzneimittellehren“. Diese variieren im Umfang zwischen zwanzigbändigen Werken und zusammenfassenden Darstellungen der wichtigsten Züge eines Reaktionstyps. Die Persönlichkeit eines für *Colocynthis*-Zustände anfälligen Menschen wird in einer Kurzzusammenfassung von 1993 geschildert als ordentlich und reserviert mit festen Vorstellungen von Richtig und Falsch (Roger Morrison: *Desktop Guide to Keynotes and Confirmatory Symptoms*).

Bei der oben geschilderten Patientin bestand offenbar eine bedeutsame Ähnlichkeitsbeziehung zu diesem Menschentyp. Daher verschwand nicht nur ihre Kolik, sondern sie konnte über ihr Verhaftet-Sein an chronische Ärgergefühle hinauswachsen zu einem besseren seelischen Gleichgewicht. Geholfen hat ihr dabei ihre Ähnlichkeit mit einer unüberschaubaren Zahl von Leidensgenossen, also eine Beziehung zu ihr unbekanntem Menschen verschiedener Zeiten und Orte. Ihre Ähnlichkeitsverwandtschaft reicht

zurück bis zu jenem Prüfer Rückert, der bei Hahnemanns Colocynthis-Versuch das erwähnte mürrisch-übellaunige und einsilbige Wesen angenommen hatte.

Wer darauf besteht, die durch Homöopathie erreichten Befindensänderungen mit geheimnisvollen geistartigen Arzneiwirkungen zu erklären, die auf dem metaphysischen Prinzip des Ausgangsstoffes beruhen, kommt hier in eine Verlegenheit: Ist die Pflanzenseele oder das archetypische Prinzip dieses Kürbisgewächses mürrisch, etwas engstirnig und extrem kränkbar? Übt es deshalb die Heilwirkung auf das ihr ähnliche Menschenwesen aus? Beim Beispiel Colocynthis lässt sich darüber leicht scherzen. Wir werden sehen, wie verführerisch in Bezug auf derartige Spekulationen jene menschlichen Reaktionsmuster sind, die experimentell mittels so symbolträchtiger Ausgangsstoffe wie Gold, Kochsalz oder Schlangengift entdeckt wurden.

Verdächtigen wir also nicht den harmlosen Kürbis, dass er ein ärgerliches Gewächs sei. Ärgeranfälligkeit und Kränkbarkeit sind natürlich menschliche Wesenszüge, hiermit die Merkmale jener Menschen, die dem Colocynthis-Muster entsprechen. Die ursprünglichen Prüfer haben äußerst unangenehme Zustände durchgemacht, um einige Elemente dieses Musters in Erscheinung treten zu lassen. Generationen von Homöopathen haben darauf aufgebaut und dokumentiert, welcher Menschentyp in welcher Akutsituation am genauesten dem Colocynthis-Muster entspricht, zu erkennen daran, dass die Gabe dieses Mittels eine besonders deutliche Aktivierung der Selbstheilungskräfte herbeiführt. Damit wurde das Muster immer prägnanter, plastischer und immer sicherer wiedererkennbar.

Nur genaue Selbstbeobachtung der gesunden Prüfer, genaues Beobachten und Befragen des Patienten und gewissenhaftes Einhalten der methodischen Schritte sichern die besonderen homöopathischen Behandlungsergebnisse.

Folglich besteht für die Annahme geistartiger Wirkprinzipien keinerlei Bedarf.

Was manche Homöopathen heute noch glauben

Die Verwirrung heutiger Homöopathen, ob bei der Behandlung „geistartige“ metaphysische Prinzipien im Spiel seien, hat folgenden Hintergrund:

Wenn sie sich beim Erlernen der gewaltigen Datenfülle die wichtigsten Züge eines Reaktionstyps einzuprägen versuchen, benutzen sie als Merkhilfe gern die bildliche Vorstellung des Ausgangsstoffes, der bei der ursprünglichen Prüfung am Gesunden im Spiel war. Tatsächlich ist der Name einer Substanz, meist eines Naturstoffes, nichts als die Kurzbezeichnung, mit der sich Homöopathen über Menschen und ihre Gesundheitsprobleme verständigen, wie folgende Fachsimpelei deutlich macht.

Nehmen wir an, der Homöopath unseres Gallenkolik-Beispiels hat zum Hausbesuch seinen homöopathisch gut beschlagenen Assistenten mitgenommen. Dann könnte sich auf dem Heimweg folgender Dialog ergeben.

Hausarzt: „Na, das war mal ein geradezu klassisch klares Colocynthis-Bild!“

Assistent: „Hätte aber auch eine Lycopodium-Kolik sein können.“ Er weiß, dass alles, was auf der rechten Körperseite auftritt, einen Hinweis auf Lycopodium gibt und dass auch Lycopodium-Menschen zu ärgerlichen Verstimmungen neigen. Da er die Patientin durch die Behandlung ihrer Kinder bereits flüchtig aus der Sprechstunde kennt, fährt er fort: „Sie scheint mir durch und durch Lycopodium zu sein, hat schon mal erwähnt, dass sie massenhaft Süßes futtert und zu Blähungen neigt. Außerdem tritt sie immer ganz schön rechthaberisch auf!“ Letzteres ist ein Merkmal der psychischen Lycopodium-Konstellation, das Homöopathen gern auch moralisch bewerten. Bei manchen kommt es einer Beleidigung gleich, wenn ein Kollege ihnen rät, doch einmal selbst Lycopodium zu nehmen.

Hausarzt: „Mag sein, aber bei einem so klar umrissenen Akutzustand brauchen wir das möglichst genau entsprechende kleinere Mittel. Heute ging es nicht um die Ebene möglichst aller Ähnlichkeitsbeziehungen dieser Frau. Warten wir ab, wie tief die Veränderungen nach Colocynthis bei ihr gehen werden. Wenn sie so ärgerempfindlich bleibt, braucht sie vielleicht danach Lycopodium; es sind schließlich komplementäre Mittel.“

Dieses Gespräch war natürlich für Außenstehende und damit vermutlich für die meisten Leser Fachchinesisch, aber sicher hat niemand den Eindruck gewonnen, dass hier über geistartige Prinzipien spekuliert wurde. Die beiden erörterten das Problem der jeweils bedeutendsten Ähnlichkeitsbeziehung, das uns in Kapitel 10 beschäftigen wird. Im Behandlungsalltag, in ihrer Beziehung zu den Patienten und bei der Nutzung ihres spe-

zifisch homöopathischen Wissens sind die meisten Homöopathen ganz nüchterne Leute.

Anders wird es, wenn sie sich untereinander auf Tagungen oder Seminaren über das austauschen, was ihrer Methode als Wesensbestimmung zugrunde liegen könnte. Hier schlüpfen sie gern in die Rolle des Schamanen, des Magiers oder Naturphilosophen und erörtern die vertikalen Beziehungen zwischen Natur, Mensch und Kosmos. Das alchemistische „Wie oben, so unten“ gilt ihnen als gültiges Erkenntnisprinzip. Manche Homöopathen berufen sich als Ahnen auf große Gestalten der vorwissenschaftlichen Medizin, etwa Paracelsus. Hahnemann wollte mit ihm ausdrücklich nicht in Verbindung gebracht werden. Wir erinnern uns, dass er für die Medizin das Ideal der exakten Naturwissenschaften vor Augen hatte, die zu seiner Zeit in Physik und Chemie bereits ihre methodische Sicherheit gewonnen hatten.

Nachdem alle Versuche eines naturwissenschaftlichen Nachweises für die Wirkung der homöopathischen Arzneien gescheitert sind, suchen viele heutige Homöopathen die Begründung ihrer Methode in vorwissenschaftlichen Denksystemen. Damit geraten sie bei der Bestimmung ihrer „Arzneien“ in die Nähe der mittelalterlichen Signaturenlehre.

Wie bekannt, herrschte lange Zeit die Vorstellung, der Schöpfer habe die Heilkräfte der Kräuter und anderer Naturdinge durch bestimmte Ähnlichkeitsmerkmale, eben Signaturen, zu erkennen gegeben. Leberblümchen wegen der ähnlich geformten Blätter bei entsprechenden Leiden, Schöllkraut wegen des gelbgrünen Pflanzensaftes bei Gallenbeschwerden. Auf ähnlichem Wege finden heutige Homöopathen Wesensbeziehungen zwischen den Ausgangsstoffen ihrer Mittel und den Menschen, die diese brauchen.

Was beim Kürbis – wie wir sahen – nicht ganz klappt, gelingt schon recht gut bei einem bedeutsamen menschlichen Reaktionstyp, der die Kurzbezeichnung Pulsatilla trägt. Ausgangssubstanz war hier ein Pflanzenextrakt der Küchenschelle.

Diese wächst auf trockenen Almwiesen – merke: durstlos. Sie wächst immer in kleinen Gruppen – merke: gesellig. Sie weht lebhaft im Wind hin und her – merke: stimmungslabil.

Gegen diese Eselsbrücken ist überhaupt nichts einzuwenden, solange man im Sinn behält, dass die genannten Eigenschaften diejenigen der Pulsatilla prüfenden und mit Pulsatilla geheilten Menschen sind. Wer dadurch allerdings das metaphysische Prinzip oder die schalkhafte, leicht zu Tränen geneigte Pflanzenseele des kleinen Hahnenfußgewächses zu erkennen glaubt, ist vielleicht wirklich ein Esel.

Der Versuchung zu solchen „Eseleien“ erliegen heutige Zeitgenossen nicht von ungefähr, sondern auf sympathische Weise. Die Sensiblen, die an der nüchternen Berechenbarkeit des neuzeitlichen Naturverständnisses leiden und ein Gefühl der Allverbundenheit suchen, empfinden eine tiefe Sehnsucht nach Wiederverzauberung der Welt. Die Prüfungsergebnisse lesen sie deshalb so, als würde hier der Geist aus der Materie zu ihnen sprechen. *„Arzneimittelbilder stellen eine archetypische unpersönliche Wirklichkeit dar, die sich durch Menschen zum Ausdruck bringt, aber keinesfalls identisch mit ihnen ist.“* (Frans Vermeulen: Synoptische Materia Medica)

Die archetypische Wirklichkeit eines homöopathischen Mittels wie „Gold“ ist natürlich sehr umfassend. Alles, was einem humanistisch gebildeten Homöopathen zu „Gold“ einfällt, kann darin eingehen, und das ist eine ganze Menge. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles“ wusste schon Gretchen im Faust, und so geht es vom Gold als dem Sonnenmetall der Alchimisten über den Gold-Herz-Bezug traditioneller Heilsysteme zur jungianischen Amplifikation Gold-Selbst und hört beim goldenen Kalb der Israeliten noch lange nicht auf.

Was das alles mit der Anwendung einer Hochpotenz von Aurum bei einem schwer depressiven Menschen zu tun haben soll, bleibt unklar. Wenn der Homöopath die Ähnlichkeitsbeziehung richtig gesehen hat, fällt danach tatsächlich so etwas wie ein erster Sonnenstrahl in die seelische Verdüsterung (siehe Fallskizze im Depressionskapitel). Die homöopathische Logik beruht aber gerade nicht auf bildungsträchtigen Assoziationen, sondern schlicht und einfach auf dem Symptom Nr. 5 in Hahnemanns Prüfung von Aurum foliatum: *„Melancholie; er glaubt nicht in die Welt zu passen, und sehnt sich daher nach dem Tode, an den er mit inniger Wonne denkt.“* Hahnemanns Mitarbeiter Dr. Franz hatte diese Gemütsveränderung nach Einnahme einer dreißigsten Potenz entweder an sich selbst oder an einem anderen Prüfer beobachtet und dokumentiert. Auch andere gaben ernste depressive Verstimmungen zu Protokoll. Immer wieder hat seither die Ähnlichkeit zwischen ihrem Befinden und dem eines niedergeschlagenen, lebensmüden Patienten den letzteren gestärkt und wieder aufgerichtet.

Alles was die Homöopathie kann, besteht darin, die psychophysische Reaktionslage des Patienten so zu verändern, dass jene Selbstheilungsprozesse wahrscheinlicher werden, die im günstigsten Fall auch spontan auftreten könnten.

Weniger bescheidene Homöopathen widmen sich hingegen überindividuellen Zeitfragen. *„Welche Arzneimittel stehen in besonderer Resonanz zu den Problemfeldern unserer Zeit, zu typischen Lebenshaltungen moder-*

ner Menschen oder zu aktuellen Krankheitsbildern? ... In welchen homöopathischen Arzneimittelbildern spiegelt sich eine Fun-Generation, die den „schnellen Kick“ sucht oder einfach „null Bock“ hat?“ (aus dem Einladungstext zu einem Seminar, mit dem das neue Jahrtausend begrüßt wurde). Tritt hier eine homöopathische „Bewegung“ in die Fußstapfen früherer Weltbeglückter?

Signaturen, Archetypen – oder was?

Die archetypisch-metaphysische Betrachtungsweise der homöopathischen Mittel tut zweifellos viel für die Allgemeinbildung heutiger Homöopathen. Gleichzeitig führt es sie aber gründlich in die Irre.

So wurden in den letzten Jahren ganze Seminare bestritten mit der Frage, „ob ein Patient eine Pflanze, ein Tier oder ein Mineral ist.“ Es ging darum, die wesenhafte Beziehung eines Menschen zu einem der drei Naturreiche zu erkennen, weil ihm dann die entsprechende Arznei sicherer zugeordnet werden könne.

Was das Mineralreich betrifft, so gelten Prüfungen am Gesunden – ein tragendes Element der Hahnemann'schen Methode – manchen bereits als überflüssig. Nach dieser Auffassung, vertreten von weltweit anerkannten Mitgliedern der Homöopathenzunft, lässt sich das krankmachende und daher heilende Prinzip einer anorganischen Verbindung rein spekulativ erschließen aus der Stellung der Bestandteile im Periodensystem.

Die Wesen der anderen Naturreiche werden dagegen eifrig erforscht in sogenannten modifizierten Hahnemann'schen Arzneimittelprüfungen. Träume unter dem Einfluss einer Prüfsubstanz sollen dabei den höchsten Ausagewert haben. So erschließen sich den begabten Traumprüfern die Botschaften der Bäume, der Delphine (potenzierte Delphinmilch) und sogar der Dinosaurier (potenzierte fossile Eierschalen). Diese machen zu den drängenden Fragen unserer Zeit natürlich tiefgründige Aussagen.

Dass sich jedes dieser Prüfungsergebnisse und jede Spekulation sogleich mit dem Bericht einer Heilung belegen lässt, bestätigt das im Kapitel 1 Gesagte: bei keinem noch so abstrusen Verfahren fehlt es an „eindeutig beweisenden“ Fallbeispielen. In schamanischer Einheit mit den Kräften der Natur nutzen Homöopathen die so zu ihnen sprechenden Wesenheiten zur Behandlung. Die Heilkraft der magischen Kügelchen beruht demnach darauf, dass sie Träger einer Energie, einer Schwingung, einer übersinnlichen archetypischen Botschaft sind.

Hahnemann, diese große Erscheinung der Aufklärung, hat es wirklich nicht verdient, was von einigen heutigen Homöopathen verzapft wird. Wer solche Freunde hat, braucht keine Feinde mehr. Aber seien wir getrost: Hahnemanns Lebenswerk hat den Triumph der naturwissenschaftlichen Medizin erlebt und überdauert, wenn auch in fragwürdiger Gesellschaft. Seine Methode wird auch den Verzückerungen homöopathischer Geisterseher standhalten.

Die Herkunft der Homöopathie aus dem Impuls der Aufklärung weist einen anderen Weg. Wir müssen nicht hinter die damaligen Errungenschaften zurückfallen. Wir müssen die Welt nicht wieder bevölkern mit Pflanzen- und Tiergeistern und allerhand sonstigen Wesenheiten, denen wir dann, wie die Menschen der Vorzeit, ein eigenwilliges Eigenleben zuschreiben müssten. Dass Geister- und Dämonenglauben aus innerer Konsequenz zur Hexenjagd führt, können wir immer noch beobachten. Mit dieser Welt-sicht würden wir wieder zurückfallen in die selbstverschuldete Unmündigkeit, aus der die Aufklärung die Menschheit befreit hat, indem sie zum konsequenten Vernunftgebrauch ermutigte.

So wie es aussieht, nutzt die Homöopathie für die Anregung von Selbstheilungsvorgängen spezifisch menschliche Fähigkeiten und horizontale Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Menschen verschiedener Zeiten und Orte – was könnte wunderbarer sein?

Akademisch gebildete Ärzte tragen außerdem eine gewisse Verantwortung für ihre weniger bildungsprivilegierten Zeitgenossen. Was ihnen vielleicht als anregende geistige Spielerei mit allerlei bildhaften Assoziationen und Anleihen bei archaischen Weltbildern erscheint, nehmen schlichtere Gemüter für bare Münze und verlieren den Boden des gemeinsamen sicheren Wissens unter den Füßen.

Es sei nicht bestritten, dass bildhaft-assoziative Denkvorgänge ihren eigenen Wert haben. Bei schwierigen Fragen schaffen sie die Grundlage, sozusagen den notwendigen Humus, auf dem rational begründbare Entscheidungen erst wachsen können. Etliche Jahre waren einige Freundinnen und ich fasziniert von der archetypischen Bilderwelt der Tarotkarten. Wir verbrachten viele anregende Stunden damit, zu den Bildern der großen Trümpfe eigene innere Bilder aufsteigen zu lassen und - weitab von den Gesetzen der Alltagslogik - ungewohnte assoziative Verbindungen zuzulassen. Dabei schien mancher Einfall stimmig und stellte unklare Lebenssituationen in ein neues Licht. Waren weniger gut Bekannte mit von der Partie, so merkte ich manchmal, dass sie bereit waren, den lockeren Einfällen, die hier auftauchten, eine konkrete Bedeutung für ihre anstehenden Entscheidungen zuzumessen. Seither meide ich diese Spielerei mit

„Nicht-Eingeweihten“, d. h. mit Menschen, bei denen nicht sicher ist, ob sie Spiel und Ernst unterscheiden können.

Eingeweihte von heute wissen, dass die Bilder der Märchen und Mythen, der Alchemie, der Astrologie und des Tarot zur reichen Welt des seelischen Erlebens gehören. „Wie oben, so unten“ ist eine seelische Wahrheit, die im gleichen Sinne stimmt wie die Aussage, dass Alles mit Allem zusammenhängt. Die faszinierenden Entsprechungen der Archetypen in einander fernen Kulturen bestätigen die biologische Verbundenheit aller Menschen. Wer dazu eine Neigung hat, den können diese Bilder und Beziehungen seelisch so bereichern, wie es andere bei anderen Freizeitaktivitäten erleben.

Zur Welt der sicheren Erkenntnis liefern diese Erfahrungen jedoch keinen Beitrag. Das Denken in Analogien und assoziativen Beziehungen führt uns auch in der Homöopathie nicht weiter. Es gibt eine berechtigte Kritik daran, mit welcher Überheblichkeit die neuzeitliche europäische Wissenschaft noch bis ins 20. Jahrhundert hinein auf die Traditionen und Leistungen anderer Kulturkreise und auch auf die eigenen Vorläufer herabsah. Das gemeinsame kulturelle Erbe der Menschen darf und soll zwar respektvoll gewürdigt werden. Etwas anderes ist es jedoch, wenn der Unterschied verkannt wird zwischen den Intuitionen anderer Völker und Zeiten einerseits und den Ergebnissen methodischen Forschens andererseits. Auch Letzteres gehört als sicheres Wissen mittlerweile zum wertvollen gemeinsamen Besitz der Menschheit.

Wissenschaftliche Erkenntnis führt auch keineswegs zu einer eingegengten Sicht auf die Welt; eher im Gegenteil. Wer sich davon überzeugen möchte, dem seien nochmals die populärwissenschaftlichen Bücher des Molekularbiologen Friedrich Cramer empfohlen, insbesondere „Chaos und Ordnung. Die komplexe Struktur des Lebendigen.“

Zur Verständigung über die Homöopathie

Für die Homöopathie gilt wörtlich das Gleiche, was in einem Übersichtsartikel über die Hypnose-Therapie festgestellt wurde: „Es gibt bis heute keine befriedigende oder umgreifende Theorie der Hypnose, trotz der erwiesenen Wirksamkeit.“ Trotzdem findet die Hypnose zunehmend Beachtung und hat bereits ihren festen Stellenwert in der Schmerzbehandlung und in der Psychotherapie. Der genannte Artikel erschien 1997 im Deutschen Ärzteblatt, das sicherlich keine Plattform für unwissenschaftliche Außenseiterverfahren darstellt (G. Hole: Die therapeutische Hypnose). Dabei ist die Hypnose als ein Behandlungsverfahren der westlichen Medizin noch älter als die Homöopathie und hat sich von einem wahrlich dubiosen Ruf befreien müssen. Moderne Hypnosetherapeuten erkennen Anton Mesmer (1734–1815) als ihren Ahnherrn an. Allerdings sind sie ihm seit langem untreu geworden, was seine Theorien über tierischen Magnetismus und magnetisches Fluidum betrifft. Diese wurden bereits 1784 von einer wissenschaftlichen Kommission widerlegt, und damit war die Bahn frei für eine Erforschung der Phänomene unter psychologischen Fragestellungen. Diese hat aber – wie gesagt – noch zu keinem befriedigenden Verständnis geführt. Möglicherweise kommen bei der Hypnose ebenso wie bei der Homöopathie Gegebenheiten ins Spiel, für die uns derzeit noch jedes wissenschaftliche Begriffsvermögen fehlt. (Im Einzelnen nachzulesen bei Wilhelm Gerl: Moderne Hypnose; siehe Literaturverzeichnis.)

*

Anders als den Hypnosetherapeuten ist es den Homöopathen bis heute nicht gelungen, sich der wissenschaftlichen Welt verständlich zu machen. Doch nur wer sich den Kollegen seiner Zeit auf der Basis gemeinsamen Wissens verständlich machen kann, stellt seine Erfahrungen der Allgemeinheit zum Nutzen aller Kranken zur Verfügung.

Die Homöopathen bestehen eisern darauf, dass sie eine Arzneitherapie durchführen. Die deutschen haben es sogar 1996 ordentlich in den Vereinsstatuten des Deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte festgelegt.

Ein gequält-empörter Aufschrei ging daher durch die deutsche Homöopathie, nachdem die Arzneimittelkommission der Deutschen Ärzteschaft 1998 die lapidare Feststellung getroffen hatte, Mittel ohne Wirkstoffe seien keine Arzneimittel im heutigen Sinn des Wortes, insbesondere wenn in placebokontrollierten Studien kein Wirkungsnachweis zu erbringen ist. Damit bezog sich die Kommission auf die Münchner Kopfschmerzstudie, deren hohen wissenschaftlichen Rang sie ausdrücklich anerkannte.

In dieser Studie hatten Homöopathen von Weltklasse die arzneiliche Wirkung homöopathischer Mittel endlich einmal beweisen wollen. Ihre Versuchspersonen fanden sie durch Aufrufe in Zeitungen. Kopfschmerzgeplagte Menschen, denen noch nichts richtig geholfen hat, gibt es in genügend großer Zahl, und gerade bei diesem Leiden hat sich die aufwändige Methode der Klassischen Homöopathie immer wieder bewährt. Für jede einzelne Versuchsperson wurde das individuell angezeigte Mittel bestimmt und erst verordnet, wenn in der Fallbesprechung mehrere hochqualifizierte Homöopathen zum übereinstimmenden Ergebnis gekommen waren. Dann bekamen die Patienten es nicht sofort verabreicht, sondern erst einige Tage später mit der Post. Das heißt, etwa die Hälfte bekam wirklich das Mittel in Form von Zuckerkügelchen oder Tropfen und die übrigen nahmen genauso aussehende Placebopräparate ein. Dem hatten sie bei der Aufnahme in die Studie natürlich zugestimmt.

Für den Wirkungsnachweis eines neuen oder umstrittenen Arzneimittels ist die doppelblinde Placebokontrolle das schärfste Erkenntnisinstrument und das einzige unstrittig anerkannte Verfahren. Wenn an dem Medikament „etwas dran“ ist, müssen die Erfolge bei den damit behandelten Patienten signifikant größer sein als bei den mit Placebo behandelten. Da die reinen Placeboheilwirkungen, die die hoffnungsvolle Erwartung der Patienten widerspiegeln, ohnehin schon immer erstaunlich groß sind, dürfen natürlich weder die Patienten noch die Ärzte während des Versuchs wissen, wer was bekommt. Zu gut ist bekannt, wie stark auch die Erwartung der Ärzte oder sonstiger Personen den Placeboeffekt verstärkt, daher muss „doppelblind“ vorgegangen werden. Eine Placebostudie ist also immer nur soviel wert wie die Gewissenhaftigkeit der Verblindung, und niemand täusche sich darüber, wie leicht hier gemogelt werden kann!

Gerade hier hatten sich die Homöopathen der Kopfschmerzstudie unzerreißbare Fesseln angelegt. Sie wollten verhindern, dass ihr Erfolg, den sie zuversichtlich erwarteten, mit einer schwachen Stelle in der Versuchsanordnung zu erklären wäre. Ein Notar in einer anderen Stadt war während des ganzen mehrjährigen Versuchs der einzige, der wusste, welcher Patient was bekommt. Ihm schickten die Homöopathen das richtige Mittel, und je nach seinem Versuchsschema leitete er es postwendend an den Patienten weiter oder tauschte es gegen Placebo aus.

Die Münchner Homöopathen sahen bei ihren Versuchspatienten genügend jener typischen homöopathischen Heilungsverläufe nach der Gabe des richtigen Mittels, bei denen die Hauptbeschwerde zunächst noch schlimmer wird, während der Patient sich insgesamt schon deutlich wohler fühlt, bis dann auch die Beschwerden abklingen. Bei anderen Patienten änderte

sich entweder gar nichts oder es gab nur unbefriedigend oberflächliche Besserungen, also wahrscheinlich Placeboeffekte.

Eine böse Überraschung bot sich, als 1997 die Auswertung durch wiederum einen hochqualifizierten Biostatistiker vorlag. Das Ergebnis lautete nämlich, daß die Placebogruppe und die richtig behandelte Gruppe gleich abgeschnitten hatten; sogar – wie um allen Einwänden gegen die Deutung zuvorzukommen – mit einem geringfügigen, nicht signifikanten Vorsprung der Placebogruppe. Um die Sache noch schlimmer zu machen, wiederholte sich das Ergebnis bei weiteren ähnlich anspruchsvollen Versuchen, die Placebo mit Klassischer Homöopathie verglichen. Wald- und Wiesen-“Homöopathie“ dagegen, bei der gegen bestimmte Beschwerden ohne aufwändige Individualisierung bestimmte Mittel in niedrigen Potenzen, also mit minimalem Wirkstoffanteil gegeben werden, scheint sich in Placebostudien besser zu behaupten.

Erkenntnisfortschritt durch Widerlegung

Wenn wir uns in Erinnerung rufen, dass echte wissenschaftliche Fortschritte oft darin bestehen, eine Theorie zu widerlegen, so stellen die Ergebnisse dieser placebokontrollierten Studien zweifellos einen bedeutsamen Erkenntnisfortschritt dar. Die auf Hahnemann zurückgehende Theorie von einer „geistartigen“ immateriellen Arzneiwirkung konnte endgültig widerlegt werden. Seine Methode führt dennoch weiterhin zu den üblicherweise erreichten Ergebnissen. Deshalb gibt es keinerlei Grund, in falsch verstandener Treue zu Hahnemann an seinen historisch bedingten Irrtümern festzuhalten. Erinnern wir uns noch einmal der Entdecker und Weltumsegler des 15. und 16. Jahrhunderts. Nicht allein, dass keiner eine Erklärung für das Funktionieren des Magnetkompasses hatte, obwohl sie ihn höchst zweckmäßig nutzten – einem von ihnen ist darüber hinaus ein ungeheurer Irrtum unterlaufen. Columbus segelte los, um westwärts den Seeweg nach Indien zu erkunden und war ernsthaft überzeugt, er sei dort gelandet. So kamen die Westindischen Inseln zu ihrem absurden Namen, und wenn Kinder die Gebräuche amerikanischer Ureinwohner spielen, nennen sie sich Indianer. Verringert es die Bedeutung von Columbus, dass er gemäß dem Wissen seiner Zeit mit festen Vorstellungen ein Ziel anstrebte und es noch nicht einmal merkte, als ihm etwas völlig anderes und viel großartigeres gelungen war? Wohl kaum; eher erhöht es die Bewunderung für seinen Mut zum Aufbruch ins Unbekannte.

Hahnemann ist der Columbus der Medizin. Sein Ziel war „*ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen*“, und die Veröffentlichung, mit der er es 1796 der Welt bekannt gab, war sein Westindien. Trotz dieses geringfügigen Irrtums kennen Homöopathen dank seines *Organons der Heilkunst* seither eine sichere Methode zur Aktivierung der Selbstheilungskräfte. Damit tut sich ein Neuer Kontinent ärztlicher Möglichkeiten auf, und sein Entdecker heißt Hahnemann.

Machen wir uns daher auf, den Neuen Kontinent der Medizin so zu beschreiben, wie es aus heutiger Sicht vertretbar ist. Wenn dabei unvermeidlich der Ausdruck Wunder auftaucht, so sei daran erinnert, dass „Wunder“ nichts anderes bedeutet als eine Herausforderung für das wissenschaftliche Forschen.

Hahnemann's Chinارينdenversuch in der Parallelwelt

Lassen wir die Fantasie an die Macht und denken wir uns eine Parallelwelt, in der unser heutiges Wissen schon vorhanden ist, und in der Hahnemann soeben seinen Selbstversuch mit Chinarinde durchführt. Von „Lebenskraft“ braucht kein Wissenschaftler mehr zu reden, das Wunder des Lebens offenbart sich in einer Eigenschaft der Materie, in ihrer Fähigkeit zur Selbstorganisation, durch die die Evolution in Gang gesetzt wird. Die Grenze der Verdünnbarkeit einer Lösung steht längst fest und jeder weiß, dass Naturkonstanten unerbittlich sind; wo nichts drin ist, ist NICHTS drin. Einzelne Beobachtungen, wonach eine bestehende Krankheit und eine hinzutretende ähnliche Krankheit sich gegenseitig aufzuheben scheinen, haben durch Gegenbeispiele ihren Rang als Gesetzmäßigkeit eingebüßt.

Vor diesem Hintergrund ist unser Parallel-Hahnemann jedoch in erster Linie ein leidenschaftlicher Arzt. Es geht ihm nicht um universelle Gesetzmäßigkeiten, er will – wie Ärzte eh und je – kranke Menschen gesund machen. Daher will er jetzt wissen, was es mit der Chinarinde in der Malariabehandlung auf sich hat. Für dieses Wissen setzt er sich leibhaftig ein, denn bald nach der Einnahme geht es ihm miserabel.

Er lässt sich durch sein elendes Befinden nicht überwältigen, sondern registriert genau die Einzelheiten. Und dabei wird ihm klar: „Mir geht es ja genau wie einem Malariakranken im akuten Anfall!“ Das Arzneimittel hat das typische körperlich-seelische Reaktionsmuster einer Malaria-Attacke bei ihm ausgelöst. Es hat ihn zum Leidensgefährten der vielen Pati-

enten gemacht, denen Chinarinde bei diesem Zustand geholfen hat.

Ähnliche menschliche Leidenszustände können sich demnach gegenseitig aufheben. Ein Wunder!

Dass geteiltes Leid halbes Leid ist, hatte er als Arzt bereits genutzt. Eine untröstliche Mutter, deren Kind tot geboren war, hatte er mit einer anderen zusammengebracht, die unlängst das gleiche Schicksal erlitten hatte. Erst weinte auch die schon Gefasstere wieder heftig mit der Verzweifeln, dann breitete sich zwischen ihnen Ruhe und Trost aus.

Jetzt erkennt unser Parallelwelt-Hahnemann: die ähnlich leidenden Menschen müssen nicht unmittelbar zueinander gebracht werden, um sich gegenseitig zu stärken. Offenbar hat Chinarinde keine andere Funktion als die Ähnlichkeitsbeziehung herzustellen zwischen Menschen, die an Malaria leiden oder gelitten haben. Wahrlich ein sanfter Heilungsvorgang, ohne Aderlass und andere Grausamkeiten. Grund genug, dem Schöpfer zu danken, der diese Möglichkeit zum Wohle Seiner Menschenkinder vorgesehen hat.

Was ihm für die Chinarinde klar geworden war, musste demnach auch für andere Stoffe gelten. An Gesunden mussten unter einer bestimmten Versuchsanordnung typische krankhafte Reaktionsmuster erkennbar werden. Das vermittelnde Mittel sorgt dann dafür, dass entsprechende Reaktionen bei Kranken sich zurückverwandeln in Gesundheit. Es aktiviert offenbar in einer sehr spezifischen Weise das Selbstheilungspotenzial, indem es die Beziehung zwischen ähnlich leidenden Menschen herstellt.

Folgerichtig bezeichnet Hahnemann die von ihm entdeckte Methode als Homöopathie, d. h. ähnliches Leiden, ähnliches Kranksein. Als Kurzbeschreibung gibt er die Devise aus: *Similia similibus curentur* – Ähnliches werde durch ähnliches geheilt.

In seiner Versuchsanordnung potenziert er die Ausgangsstoffe weit über die chemische Nachweisgrenze hinaus und beschreibt markante pathophysiologische Reaktionsmuster. Für seine Versuche findet er genug Menschen, die bereit sind, zum Wohle von Kranken unangenehme Befindensänderungen durchzumachen. Das Reaktionsmuster von Belladonna, d. h. Tollkirsche entwickelt sich in einer Prüfung mit der Potenz C30. Dieses Bild einer heftigen Fieberattacke mit Gesichtsröte und Reizempfindlichkeit führt seither sicher zur Verordnung dieses Mittels, und danach erleben Patienten oder die Eltern von Kleinkindern immer wieder das Wunder der regulierend eingreifenden Selbstheilungskräfte. Gesunde, die sich als Homöopathieskeptiker herausfordernd einer Prüfung mit Belladonna C30 aussetzen, können ein Wunder anderer Art erleben. Sie bekommen lästige Belladonna-Beschwerden. Überhaupt kein Wunder ist es hingegen, wenn

Homöopathen im 20. Jahrhundert Hahnemanns Belladonnaprüfung nicht reproduzieren konnten. Sie verwendeten nämlich Tiefpotenzen. Wie hatte er doch gesagt? „Macht's *genau* nach!“

Die Geschichte geht weiter. Hahnemanns Schüler treiben allerhand Unfug, indem sie potenzierte Substanzen nach bewährten Indikationen verordnen oder seine Methode auf andere Weise vereinfachen und „modernisieren“. Neuerdings machen homöopathische Schamanen eine Art Religionsersatz aus ihr. Trotzdem treten beim genauen Befolgen seiner Anweisungen immer wieder Effekte auf, die sich auch ein selbstkritischer Homöopath nicht als rein psychologische oder Placebowirkung erklären kann.

Das homöopathische Behandlungssystem

Inzwischen sind die Homöopathen ebenso bescheiden geworden wie die Hypnosetherapeuten und geben zu, dass sie sich diese homöopathischen Effekte theoretisch nicht einmal ansatzweise erklären können. Sehr genau lassen sich dagegen die Bedingungen beschreiben, unter denen sie auftreten.

Die homöopathischen Effekte sind streng gebunden an ein Behandlungssystem von Ähnlichkeits- und Treuebeziehungen.

Dass Homöopathie mit Ähnlichkeit zu tun hat, ist hinlänglich bekannt. Aber wie kommt hier der Begriff Treue ins Spiel? Vertrauen und Treue begründen Vorhersehbarkeit. Wir vertrauen darauf, dass an ähnliche Situationen immer wieder ähnliche Erwartungen gerichtet werden dürfen. Wer seine Karte in den Schlitz eines Bankautomaten schiebt, vertraut darauf, dass Geld herauskommt oder schlimmstenfalls eine Nachricht, warum dies nicht der Fall ist. Andere technisch machbare Möglichkeiten, etwa, dass einem die Karte zu Plastikschnipseln geschreddert ins Gesicht fliegt, würden so einem Automaten gar nicht ähnlich sehen, damit würde er seiner Bestimmung untreu. Und wann sagen wir, ein Mensch sei sich selbst treu geblieben? Wenn er im Aussehen, Auftreten und Reagieren eine Selbstähnlichkeit bewahrt, die für die Mitmenschen als konstantes Muster immer wieder zu erkennen ist.

Es ist das Verdienst des Juristen und Soziologen Niklas Luhmann, die Bedeutung des Vertrauens für jedes menschliche Handeln wissenschaftlich definiert zu haben. Selbstverständlichkeiten werden nicht wahrgenommen, bis sie einem wirklichen Denker auffallen. Die riskante Vorleistung des Vertrauens macht unser Handeln in einer unkontrollierbar komplexen

Welt erst möglich. „*Vertrauen ist nicht das einzige Fundament der Welt; aber eine sehr komplexe und doch strukturierte Weltvorstellung ist ohne eine ziemlich komplexe Gesellschaft und diese ohne Vertrauen nicht zu konstituieren.*“ (N. Luhmann: Vertrauen)

Wenn demnach Vertrauen ein Fundament menschlicher Beziehungen ist, sollte es nicht allzu überraschend sein, wenn wir Treue und Vertrauen als unverzichtbares Element auch des homöopathischen Beziehungssystems entdecken. Wie oben schon betont (S. 91), beruht die Homöopathie vorrangig auf Tätigkeiten, Eigenschaften, Fähigkeiten und Beziehungen von Menschen. (Wodurch sie sich von der Psychotherapie unterscheidet, die sich ausschließlich auf diese Elemente stützt, muss beim heutigen Erkenntnisstand offen bleiben.)

Die wichtigste Beziehung besteht – wie nun schon klar sein dürfte – zwischen Menschen, die an Ähnlichem oder auf ähnliche Weise leiden oder gelitten haben, deren Kranksein ähnlich ist. Hat der Homöopath das bedeutsame Reaktionsmuster des Kranken erkannt, steht das Mittel fest. Das Mittel wiederum muss denjenigen Mitteln entsprechen, d. h. ähnlich sein, die jemals unter diesem Namen bei Versuchen mit Gesunden oder zur Behandlung von Patienten eingesetzt wurden. Bei „Kochsalz“ ist das einfach genug. Calcium carbonicum („Kalk“) dagegen muss genau die Herkunft haben, die Hahnemann in seiner Arzneimittellehre beschreibt und wodurch die 1631 ursprünglichen Prüfsymptome in Erscheinung traten. Es handelte sich um das bröckelige Innere einer Austernschale. Seine Angaben sind auch bei anderen Prüfungen sehr genau, so dass dem genauen Nachmachen allenfalls Bequemlichkeit entgegensteht. Letzteres rächt sich aber sofort mit unbefriedigenden Ergebnissen, wie sich z. B. bei Causticum zeigt. Diesen Stoff hat Hahnemann in einem aufwändigen, alchemistisch anmutenden Verfahren synthetisiert. Er hatte also keineswegs den Ehrgeiz, nur „die Heilkräfte der Natur“ zu nutzen. Seine 1505 Prüfsymptome bilden die Grundlage für das charakteristische Bild eines bestimmten Menschentyps mit typischen Krankheitsanfälligkeiten. Chemisch entspricht der Ätzzstoff Causticum am ehesten Kalilauge. Ein Hersteller homöopathischer Mittel, der das umständliche Verfahren abkürzt und Chemikalien anderer Herkunft potenziert, kommt jedoch schnell in Verruf. Homöopathen merken in der Anwendung den Unterschied. Die erforderliche Ähnlichkeit der heute verkauften Mittel mit den ursprünglich verwendeten wird also durch die Treue der Hersteller gesichert, denen die Homöopathen vertrauen.

Die Potenzierung sichert eine andere Form von Ähnlichkeitsbeziehung, nämlich die Selbstähnlichkeit der Hochpotenzen mit dem Ausgangsstoff. Völlig belanglos sind offenbar die chemisch-physikalischen Vorgänge, die

bei der Verdünnung und Verschüttelung auftreten. Auf eine menschliche Qualität, auf die Gewissenhaftigkeit der Durchführung kommt es an.

Das Prinzip der Selbstähnlichkeit lässt sich sinnlich begreifbar beim Zerteilen eines Blumenkohls erkennen. Dabei ergeben sich schrittweise immer kleinere Röschen, die dem ursprünglichen Ganzen ähnlich bleiben. Bei den Hochpotenzen ist sinnlich nichts mehr begreifbar. Man könnte die Leute für verrückt erklären, die eine Lösung solange schrittweise verdünnen und schütteln, bis nach einem Dutzend Schritten die chemische Nachweisgrenze überschritten ist. Und dann machen sie immer noch so weiter, bis zu hunderttausendmal.

Glücklicherweise gibt es Herstellerfirmen, die den Anweisungen Hahnemanns und späterer Entdecker zuverlässig folgen. Bei den Preisen homöopathischer Hochpotenzen fallen Kosten für die Ausgangsstoffe praktisch nicht ins Gewicht. Hier zählt das Maß an menschlicher Arbeit und Aufmerksamkeit, das aufgewendet werden und daher bezahlt werden muss. Je höher die Potenz, desto höher der Verkaufspreis. Wenn das Mittel dann in der homöopathischen Praxis bereit liegt, trägt es natürlich die entscheidende Information. Allerdings nicht in einer geheimnisvollen Kodierung direkt auf den Kügelchen, sondern einfach ablesbar auf dem Etikett.

*

Jetzt fehlt noch der entscheidende Schritt, in welchem der Homöopath dem Patienten das richtige Mittel verabreicht oder auf andere Weise dafür sorgt, dass er genau dieses und nichts anderes erhält. Hier ist die ausschließliche Treue des Homöopathen zum Behandlungsziel gefordert. Dann ist das homöopathische Beziehungssystem geschlossen und die Selbstheilungskräfte des Patienten können tätig werden.

An dieser Stelle wird bei Versuchen mit Placebokontrolle das homöopathische Beziehungssystem verletzt. Es tritt ein fremdes Motiv hinzu. Es geht nicht mehr *einzig* darum, den Kranken gesund zu machen, sondern nebenher soll noch etwas ausprobiert oder bewiesen werden. Wir erinnern uns an den Sperrdruck im § 1 des *Organons*: „... e i n z i g e r Beruf ...“ Wie wir wissen, lassen sich mit biologisch aktiven Wirkstoffen verschiedene Versuchsanordnungen planen und durchführen. Nicht so mit den streng systemgebundenen homöopathischen Mitteln. Für den Wirksamkeitsnachweis der Homöopathie war dies das entscheidende Hindernis.

Andererseits ist es beruhigend zu wissen, dass die im System oft so mächtigen Mittel sich zu keinerlei Missbrauch eignen. Prüfungen an völlig ahnungslosen Menschen sind ebensowenig möglich wie ihre Anwendung zum Zweck geheimer Manipulation. Um es zu präzisieren: machbar ist natürlich alles und nichts ist einfacher, als jemandem heimlich poten-

zierte Stoffe zu verabreichen. Geschieht dies innerhalb eines Behandlungssystems, so könnte sogar mit homöopathischen Effekten zu rechnen sein. Bei Experimenten aus wissenschaftlicher Neugier oder gar aus unlauteren Motiven verweigert sich das empfindliche System, weil es an Vertrauen gebunden ist.

*

Das homöopathische Mittel ist demnach nur ein Mittel zum Zweck. Es vermittelt die Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Kranken und Leidenden verschiedener Zeiten und Orte. In der deutschen Sprache gibt es verschiedene Mittel zu verschiedenen Zwecken, etwa Zahlungsmittel, Verkehrsmittel oder Rechtsmittel. Letzteres heißt auf englisch „remedy“ und hat damit ebenfalls eine Mehrfachbedeutung. Im Hinblick auf ihre vermittelnde Funktion dürfen wir die sorgsam hergestellten, kunstgerecht ausgewählten und gewissenhaft verabreichten Potenzen in Zucker- oder Tropfenform deshalb ohne Bedenken als homöopathische Mittel bezeichnen. Nur die traditionelle Assoziation zu Arzneimitteln muss unterbleiben, weil sie der Homöopathie nicht gerecht wird.

Im günstigsten und eher seltenen Fall fühlt der Patient sich nach Einnahme des Mittels so wohl, dass die Behandlung abgeschlossen ist. Natürlich kann sich der Homöopath in der Mustererkennung geirrt haben und ein Mittel verabreichen, das in keinerlei bedeutsamen Beziehung zum Patienten steht. Das ist mehr als häufig der Fall. Dieser Irrtum wird innerhalb der nächsten Tage oder Wochen erkennbar anhand neuer Informationen, die der Behandler dann vom Patienten erhält. Damit ist eine neue Phase des homöopathischen Kommunikationsprozesses eingeleitet, ein neues Mittel wird bestimmt und erneut das Behandlungssystem geschlossen.

Hier endet vorläufig alles, was sich mit Sicherheit über die Homöopathie sagen läßt. Es beginnt das Staunen. Ausgiebiges Staunen wurde schon von den griechischen Philosophen als Vorbedingung jeder Erkenntnis gesehen. Das Staunen über die Homöopathie müssen wir voraussichtlich noch einige Zeit aushalten.